

INSTITUT FÜR HERMENEUTISCHE SOZIAL- UND KULTURFORSCHUNG E. V.

Ulrich Oevermann

28. April 2008

„Krise und Routine“ als analytisches Paradigma in den Sozialwissenschaften (Abschiedsvorlesung)

Vor-Vorbemerkung

Warum nicht $\frac{3}{4}$ Stunde, sondern $1 \frac{1}{2}$ Stunden, weil Vorlesung.

Vorbemerkung

In dieser Abschiedsvorlesung möchte ich beides miteinander verknüpfen, einen Rückblick auf meine Forschungen geben, aber auch einen Vorblick darauf, was offen geblieben ist und was folgen könnte. Es ließen sich dabei drei mögliche Wege einschlagen:

1. Die Art und Weise aufzeigen, wie in der Forschung des Bereichs, den ich vertreten habe, Gegenstand und Methode der Erschließung zusammenhängen. Da Forschung immer konkret ist, ließe sich das nur exemplarisch durchführen. Aber Fallrekonstruktionen dieser Art haben wir oft publiziert und noch viel mehr, vor allem im Forschungspraktikum, durchgeführt. Es würde also, wenn ich diesen Weg beschritte, nur eine weitere Fallvignette hinzugefügt.

2. Ich könnte generell die Methodologie meines rekonstruktionslogischen Vorgehens in der Sozial- und Kulturforschung im Zusammenhang darstellen, sofern sie vom mainstream der empirischen Sozialforschung abweicht und wegen dieser Abweichung, obwohl nichts anderem verpflichtet als der Logik der Forschung bezogen auf den Gegenstand der Soziologie, einen eigenen Namen trägt, eben den der objektiven Hermeneutik. Aber eine solche zusammenhängende Darstellung, auch wenn sie als eigenständige Monographie nach wie vor nicht vorliegt, ergibt sich kumulativ aus den zahlreichen dazu publizierten Aufsätzen, die jeweils Rechenschaft über das abgelegt haben, was, veranlaßt durch jeweilige konkrete Probleme der Gegenstandserschließung auf den verschiedensten Gebieten, hinzugefügt oder modifiziert werden mußte.

2. Deshalb schlage ich den dritten möglichen Weg ein, an der durch diesen Anlaß der Emeritierung markierten Station auf dem Pfade dieser fallrekonstruktiven Forschungen in der Methodik der objektiven Hermeneutik, die, wie könnte es anders sein, unabgeschlossen sind, all die meta-

und konstitutionstheoretischen Überlegungen zusammenzutragen und in einen Zusammenhang zu bringen, die uns sowohl geleitet haben als auch als Zwischenrésümés entstanden sind.

Aber auch hierbei wird es Wiederholungen geben. Die Studenten meiner Lehrveranstaltungen der letzten Jahre werden kaum etwas Neues erfahren können, das sei warnend vorweg geschickt. Und es wird, allein schon wegen der Knappheit der Zeit sowohl vergleichsweise abstrakt hergehen als auch zuweilen brutal spekulativ und weitab von der Konkretion des Erfahrungsgegenstandes.

Das Verhältnis von Krise und Routine habe ich als leitenden Gesichtspunkt gewählt, weil er aus unseren Forschungen immer bestimmender herausstrat. Mit einer kurzen Polemik gegen Ulrich Becks „Risikogesellschaft“ möchte ich die Bedeutsamkeit dieses Verhältnisses vorweg kurz anleuchten. Mich hat nicht nur dieser Titel, sondern das ganze Buch immer gestört. Denn wo Risiken vorliegen, da bestehen komplementär dazu notwendigerweise auch Chancen. Beck hat aber an keiner Stelle begründet, warum er einseitig nur den einen Pol dieses Zusammenhangs beleuchtet, den anderen aber verdeckt. Wenn man aber das Komplementärverhältnis im Auge behält, dann hat man es mit der Risikoabwägung und infolgedessen mit der Konstellation der Krise zu tun. Krisen und der Prozeß ihrer Bewältigung aber sind konstitutiv für Lebenspraxis, also für die Gattung Mensch überhaupt, und deshalb wäre der Begriff der „Krisengesellschaft“ schon mal gar nicht als historischer Typenbegriff geeignet, weil eine Gesellschaft oder eine Kultur ohne das Konstitutivum der Krise schlechterdings nicht denkbar ist. Sicherlich nimmt paradoxerweise das Krisenpotential in dem Maße zu, in dem die Kumulation von bewährtem Wissen, vor allem durch die methodisierte Geltungsüberprüfung durch Wissenschaft, fortschreitet, aber auch darin sehe ich keine Berechtigung dafür, den Begriff der Wissensgesellschaft, wie gegenwärtig allseits beliebt, als Typenbegriff einzuführen. Denn Wissen als eine eigene, der Seite der Routine zugehörige, Komponente menschlicher Praxis war für deren Konstitution von Anbeginn maßgeblich, hat also den Übergang von der Natur zur Kultur als solchen schon mitbestimmt.

Eine kurze Vorbemerkung ad personam, zum Habitus, in dem ich Forschung betrieben habe, sei mir, wenn auch unerlaubt anekdotisch, eingangs aus dem heutigen Anlaß erlaubt:

Ich habe mich vor allem immer als Erfahrungswissenschaftler verstanden. Nicht, in welche Richtung die Gesellschaft zu verbessern sei, das hätte ich eh nicht gewusst, also weder politische noch theologische Vorstellungen haben mich angetrieben, sondern ganz schlicht eine neugierige Beobachtungslust. Ich wollte einfach nur wissen, warum etwas so ist wie es ist. Und ursprünglich hätte ich mit dieser Einstellung auch Biologie studieren sollen. Das hätte allein schon deshalb nahegelegen, weil ich in meiner Schulzeit vor allem mit Naturbeobachtung, insbesondere mit ornithologischen Dingen beschäftigt war. So war es mir wichtig, in dem ausgedehnten Moor meiner Heimat den genauen Brutbestand schon damals nicht mehr gar so häufiger Vogelarten wie Feldschwirl, Steinschmätzer, Schwarzkehlchen, Schilfrohrsänger und Brachvogel systema-

tisch zu erfassen. Dazu mußte man, um die Nester zu entdecken, genau beobachten und – eben – rekonstruierend vorgehen.

Um naheliegende Mißverständnisse zu vermeiden: Links war ich, was Sie wahrscheinlich überraschen wird, trotzdem, wenn auch vielleicht nicht in den typischen Bahnen. 1940 geboren, bin ich 1955 bei den Jungsozialisten eingetreten, die damalige gymnasiale Schulleitung hat mir den Wiederaustritt im übrigen dringend nahegelegt, wie möglicherweise umgekehrt in Hessen 20 Jahre später manche Schulleitungen vom Eintritt in die Junge Union dringend abgeraten hätten, 1960 bin ich in den SDS eingetreten, war 1962/63 Gruppenvorsitzender in München, bin aber schon vor 68 wieder ausgetreten. Auch den dadurch bedingten Rauschmiß aus der SPD 1961 wegen des Wehnerschen Unvereinbarkeitsbeschlusses kann ich aufbieten. So viel also zur Absicherung nach dieser Seite hin.

Die Neugierde im Verhältnis zur Natur hat sich dann irgendwie auf Gesellschaft und Kultur übertragen. Zur Soziologie kam man in meiner Generation ja in der Regel erst auf Umwegen angesichts des geringen Institutionalisierungsgrades dieses Faches an der damaligen Universität. Mein Umweg vollzog sich im übrigen über das Studium von Sprachwissenschaft und Geschichte, weil ich ursprünglich Journalist werden wollte. Aber meine Grundhaltung entsprach eher der des Naturforschers. Das wollte ich damit sagen.

II. Erkenntnistheoretische Grundlagen der Soziologie

Beginnen möchte ich mit einigen einfachen erkenntnistheoretischen Überlegungen, die direkt in die Thematik des Verhältnisses von Krise und Routine führen. Sieht man von der Komponente der logischen Struktur erfahrungswissenschaftlicher Theorien, also der Sicherung ihrer Widerspruchsfreiheit und logischen Kohärenz, d.h. dem ganzen Bereich, den wir mit der Aussagenlogik abdecken können, ab, dann scheint mir die zweite zentrale Komponente die der überprüfenden Konfrontation mit den Erfahrungstatsachen zu sein. Dieses Problem erscheint uns in der Regel einfacher als es meines Erachtens tatsächlich ist. Wir tun gewöhnlich so, daß wir mit den unseren Wahrnehmungsurteilen entsprechenden Basis- oder Protokollsätzen der Grundgestalt „Dieses A ist ein B“ keine Verfügbarkeitsprobleme haben. Es scheint mir auch unstrittig, daß wir, um ein einzelnes konkretes Wahrnehmungsurteil, also einen bestimmten Basissatz, kritisieren zu können, grundsätzlich von der Verlässlichkeit unserer Wahrnehmungsurteile ausgehen müssen. Würden wird diese grundsätzlich in Frage stellen, wie das im Konstruktivismus zuweilen geschieht, dann hätten wir uns die Basis unserer Erkenntnisfähigkeit unter den Füßen weggezogen. Die vermeintliche Einfachheit dieses erfahrungswissenschaftlichen Grundproblems, die einfachsten Aussagen bzw. Propositionen mit den Erfahrungsgegenständen geregelt, eindeutig zu ver-

knüpfen, also die Sphäre der sprachlichen Ausdrücke mit der Sphäre der beobachtbaren Erfahrungsgegenstände, verwandelt sich jedoch zu einem intrikaten Problem, sobald wir ihm ein bißchen mehr auf den Grund gehen.

Ich erinnere dazu kurz an das prädikatenlogisch formulierbare Grundschema des Fallibilismus. Eine Allgemeingültigkeit beanspruchende Deutung oder Erklärung beobachtbarer Ereignisse läßt sich immer als Allsatz von der Grundgestalt „Alle Schwäne sind weiß“ darstellen \rightarrow

$\Lambda x \{ [X = P1] \rightarrow [X = P2] \}$; wobei P1 = Schwan und P2 = weiß

Falsifikation durch Negation führt zu \rightarrow

$\neg \Lambda x \{ [X = P1] \rightarrow [X = P2] \} \rightarrow$

$\exists x \{ [X = P1] \rightarrow [X = \neg P2] \}$

D.h. es gibt mindestens ein X für das gilt, wenn X = Schwan, dann ist X = nicht weiß

Die Falsifikation kommt logisch der Negation eines solchen Allsatzes gleich, die zu einem Existenzsatz führt, also: es gibt mindestens ein X, daß P1, aber nicht P2.

Hier ist schon anzumerken: Im Schema des Fallibilismus, also der Hypothesenüberprüfung, ist nichts darüber gesagt, wie wir zuvor zu der Konjektur gekommen sind, die falsifiziert wird, und auch nicht, wie wir zu einer richtigen Deutung der falsifizierenden Beobachtung gelangen. Anders ausgedrückt. Die Logik der Forschung als Falsifikation gedeutet ist in einem zentralen Punkt unvollständig: Sie sagt uns nicht, wie wir etwas Unbekanntes in ein Bekanntes umwandeln, wie wir Unerklärbares, Fremdes in seinem inneren Zusammenhang erschließen: Es fehlt dazu noch eine „Logik der Entdeckung“. Um die vor allem wird es im Folgenden im Hintergrund gehen. Wir sind von Poppers Fallibilismus her gewöhnt, die Logik der Entdeckung zu einer Frage der von der einzig interessierenden Geltung abgetrennten Genesis in der Logik der Forschung zu machen und somit den eigentlichen Erkenntnisfortschritt, beschnitten um diese Logik der Entdeckung, einem unstrukturierten Prozeß von „Versuch und Irrtum“ zu überlassen. Wenn man unter Genesis vor allem forschungspsychologische Fragen versteht, mag das gerechtfertigt sein. Aber insofern Entdeckungen, die ja zunächst nur im Zustand von Vorahnungen auftreten, sich in einem Bewährungsprozeß als gültiges Wissen erweisen, ist dieser Prozeß als einer der Genesis an der Herstellung der Geltung von Wissen material massiv beteiligt. Damit sind wir aber schon beim Thema von Krise und Routine angelangt, denn jene Bewährung ist fraglos die einer Krisenbewältigung und nicht der Routine.

Dem allen liegt zugrunde, daß wir einem unbekanntem Erfahrungsgegenstand X Prädikate Pe zuordnen können. Und diese Zuordnung müssen wir uns genauer anschauen. In unserem Bei-

spiel ist für die gelungene Falsifikation schon vorausgesetzt, daß sich Prädikate negieren lassen müssen und daß wir einen nicht-weißen Schwan als Schwan erkannt haben. Dem geht aber voraus, daß wir erfolgreich ein X zuvor als Schwan prädiziert haben nach dem Muster der einfachsten denkbaren Proposition: X ist ein P.

Diese Vorbedingung wird gewöhnlich gar nicht mehr eigens betrachtet. Sie wird immer schon für Basissätze als unproblematisch vorausgesetzt. Das ist aber leichtfertig. Denn X und P stehen für vollkommen verschiedene, kategorial durch einen unüberwindbaren Graben von einander getrennte Sphären, wie ich nun zu zeigen versuchen werde.

Betrachten wir dazu die Grundform der Proposition der elementaren Prädikation:

X ist ein P

„X“ → grammatisches Subjekt der Proposition → Referenz der Proposition

+ Subjekt im Sinne von Erfahrungsgegenstand (Thema)

„ist“ → finite Form von „Sein“ = Kopula → Vollzug einer Verknüpfung von X und P zu einer Proposition

„P“ → Prädikat → Prädikation der Proposition

Sie besteht aus drei Teilen. Das sprachliche Zeichen X referiert auf einen Gegenstand, das Wortzeichen P auf ein Prädikat, also einen bestimmenden Begriff und das „ist“ auf die X und P verbindende Kopula, durch die dem X das P zugeordnet wird.

X steht für Gegenstand, oder für Subjekt in einem doppelten Sinn. Zum einen steht es syntaktisch in einer Proposition für das „Subjekt“ des Satzes als einer grammatischen Kategorie, zum anderen steht es kategorial als Begriff für „Gegenstand“ im Sinne von Gegenstand der Erfahrung, jedenfalls war es ursprünglich in der Scholastik so. „Gegenstand“ ist aber ein Wort, das streng genommen als Begriff, in dem Sinne, daß ein Begriff als Prädikat sich eignen muß, nicht gebraucht werden kann. Denn Prädikate muß man negieren können, damit sie X.e bestimmen können. Gegenstand aber kann man nicht negieren. Man kann das auch so sich klar machen: Für „Gegenstand“ sind synonyme Wortzeichen die Deixen, also die Wortzeichen, die keinen begrifflichen Inhalt haben, sondern nur dazu da sind, auf etwas – selbst eine Deixe – außerhalb des sprachlichen Ausdrucks zu referieren oder zu verweisen: also Wörter wie „Dies, das, jenes, irgendein, hier, jetzt, dort, einst, etc.“ Sie vertreten also die Referenzfunktion in Propositionen. Zu sagen: „dies ist ein Gegenstand“ ist also eine leere Bestimmung, entsprechend kann man sie auch nicht negieren. Denn zu sagen, dies ist kein Gegenstand, läuft auf eine Aporie hinaus, weil ja der deiktische Ausdruck „dies“ schon auf ein X, also einen Gegenstand verweist. Was kein prädizierbarer Gegenstand ist, darüber kann man nicht sinnvoll reden.

Daß dies nicht gar so trivial ist, wie es vielleicht scheint, kann man daran sehen, daß sich hieraus ein m.E. starkes Argument gegen die Heideggersche ontologische Rede vom nichtenden Nichts beziehen läßt. Das „Nichts“ wäre die kategoriale Negation von „Gegenstand“, setzt also die Negierbarkeit von „Gegenstand“ voraus. „Gegenstand“ läßt sich aber nicht negieren, ist also kein Prädikat, sondern nur ein Abstraktor.

Die drei Teile der Proposition lassen sich auch bezeichnen als Referenz, Prädikation und als Vollzug einer Verknüpfung.

Charles Sanders Peirce hat in einem sehr frühen Aufsatz von 1865 aus diesen Feststellungen ein grundlegendes Modell für ein System von universalen Kategorien möglicher Erkenntnis konstruiert, mit dem er in einer transzendentalen Semiotik die Kant'sche Erkenntnistheorie zu überwinden trachtet.

Sein = Kopula

Erstheit = Qualität

Zweitheit = Relation = Prädikate

Drittheit = Repräsentation (Interpretant)

Substanz = X

Das X steht dann für die Grenzkategorie der Substanz, für das, was noch gänzlich unbestimmt in unsere Aufmerksamkeit tritt. Die Kopula „ist“ steht in ihrer infiniten Grundform „sein“ für die gegenüberliegende Grenzkategorie jeglicher Erkenntnis, eben „Sein“. Beide Grenzkategorien, gewissermaßen zwei gegenüberliegende, ganz verschiedene Kategorien für Existenz oder Realität, die eine im Sinne von Wirklichkeit, die unsere Aufmerksamkeit als lebendes Wesen erregt, die andere im Sinne von ontologischer konstruierter Realität eines erkenntnisfähigen Geistes, haben keine gegenstandsbestimmende Kraft. Die Wirklichkeit der Substanz bzw. der X.e ist eine, die den konkreten Bezug zur Aufmerksamkeit eines je konkreten Erfahrungssubjekts unterstellen muß, die Realität, die der Kategorie des „Sein“ entspricht, ist eine, die für alle denkbaren sprachfähigen Subjekte gleichermaßen und unterschiedslos zu unterstellen ist. Die Bestimmungskraft geht einzig vom Prädikat aus, dessen universale Eigenschaften als Erkenntniskategorien zwischen diesen Grenzkategorien liegt. Peirce unterscheidet hier bekanntlich drei Universalkategorien der Erkenntnis, seine die Hegelsche Dialektik überbietende Dreiheit: Nämlich Erstheit oder Qualität, Zweitheit oder Relation und Drittheit oder Repräsentation (Interpretant). Diese Unterscheidung braucht uns hier nicht mehr zu interessieren, nur eine ganz kurze Bemerkung dazu: In der deutschen Rezeption ist meines Erachtens, weil die Bedeutung der polar gegenüberstehenden Realitäten von X und P, von Substanz und von Sein nicht genügend ernst genommen und wie selbst-

verständlich vom Postulat eines ontologisch einheitlichen Realitätsbegriffs ausgegangen wird, die Qualität, für Erstheit stehend, missverständlich für die Unmittelbarkeit der Gegebenheit des Gegenstandes eines Wahrnehmungsurteils genommen worden und diese Unmittelbarkeit zudem mit dem Wahrnehmungsurteil selbst noch verquickt worden. Für Peirce verhält es sich aber genau umgekehrt: Am nächsten der Unmittelbarkeit der Wahrnehmung steht für ihn, sofern man vom hypothetischen Sein, also von oben her rekonstruierend, d.h. die naturwüchsige Synthesis der Erkenntnis abschichtend ausgeht, die Drittheit der an ein konkretes Erfahrungssubjekt gekoppelten Repräsentation, und die Einfachheit der für die Erkenntnis unumgänglichen einstelligen Prädikate für Qualität, wie z.B. Farbbegriffe, sind am weitesten von dieser Unmittelbarkeit entfernt und am nächsten der ontischen Allgemeinheit des Seins. Die Unter- und die Obergrenze der Prädikation, d.h. von Erkenntnis, wird bezeichnet durch die X.e, die für Substanz stehen, auf der einen Seite, und die Kopula „ist“ auf der anderen Seite, die in ihrer verallgemeinerten sprachlichen Form im Infinitiv für Sein steht. Von hier ergeben sich zwei Kategorien von Unbestimmtheit, einmal die Unbestimmtheit (Indeterminiertheit) der X.e, die durch die Zuordnung von Prädikaten, also einem Begriffsallgemeinen in Bestimmtheit überführt wird, das andere Mal im Sinne von Unbegrenztheit (Infiniheit) der Prädikate, deren Begriffsinhalt sich nämlich nicht in der Bestimmung einer finiten Menge von X.en erschöpft, sondern diese eben als Begriffsallgemeines transzendiert. Deshalb lassen sich parallel zu dieser Unterscheidung auch die Wirklichkeit der X.e und die Realität des Begriffsallgemeinen nicht ineinander überführen. Daraus läßt sich ein starkes Argument gegen den Konstruktivismus beziehen: Denn dieser erkennt nur die Bestimmung durch Prädikate als Realität an. Daß Erkenntnis ohne Konstruktion nicht möglich ist, ist aber trivial und nie anders behauptet worden. Dazu braucht man keine eigene Lagerbestimmung. Aber die X.e verweisen auf eine erfahrbare Wirklichkeit, die uns betrifft - vollkommen unabhängig davon, wie wir sie konstruieren. Sie ist als erfahrbare vor jeder Konstruktion schon immer da, wie ein Ding an sich. Die Prädikate erhalten ihre Validität in the long run dadurch, daß sie in der Bestimmung von X.en immer erfahrungsgesättigter werden. Aber unabhängig davon geht ihre hypothetische Konstruktion von Welt immer darüber hinaus, sie beschränkt sich nicht auf eine endliche Menge von X.en. X. e und P.e verhalten sich also komplementär zueinander. Ohne X.e bestimmen zu können, würden die P.e ins Leere laufen, und ohne durch P.e bestimmt werden zu können, würden die X. unsere Aufmerksamkeit immer krisenhafter überschwemmen. Wir könnten auch sagen, sobald wir über Sprache und damit über Prädikate und vor allem über Syntax verfügen, verändern sich für uns, im Unterschied zu Tieren, weil wir konstruieren können, die X.e als Sphäre der Unmittelbarkeit, des deiktischen Hier und Jetzt. Denn nun können wir sie in ihrer Unbestimmtheit vor dem Horizont der sprachlichen Bestimmbarkeit durch Prädikate nicht mehr stehen lassen. Auf sie aufmerksam geworden zu sein, heißt dann, sich der Aufforderung zur

Bestimmung nicht mehr entziehen zu können. Deshalb müssen wir auch das Unmittelbare bzw. Unvermittelte der menschlichen Erfahrung von einer Unmittelbarkeit des im Hier und Jetzt Gegebenen für Lebewesen, die über Sprache nicht verfügen, grundsätzlich unterscheiden: Die Unmittelbarkeit der menschlichen Erfahrung ist eine, die gewissermaßen durch die Möglichkeit der Bestimmung durch Prädikate, also durch die Möglichkeit der Vermittlung schon hindurchgegangen ist. Sie vertritt das, was sich der grundsätzlich gegebenen Bestimmbarkeitsmöglichkeit – noch oder wieder – entzieht und deshalb Krise bedeutet.

III. Zusammenhang von Krise und Nicht-Identischem

Die dramatische Implikation dieses Modells besteht nun im Folgenden: Wie können wir über die X.e, also die Gegenstände reden, die durch nichts mehr bestimmt sind als daß sie in unser Aufmerksamkeitsbewußtsein getreten sind, für die aber dann sofort gilt, daß wir deshalb nicht nicht auf sie reagieren können, sie also bestimmen müssen, wie also können wir über sie reden, ohne daß diese Rede als solche schon die Nicht-Bestimmtheit tilgt oder zerstört. Das genau scheint mir Adornos Grundproblem zu sein. Die X.e stehen nämlich für das Nicht-Identische, das gleichwohl unsere Aufmerksamkeit in Bann zieht, es muß nicht, wie manche Interpreten meinen, immer nur das Katastrophische bezeichnen, es kann ebenso auch das überwältigend Glückhafte sein. Wie können wir das Nicht-Identische erfahrungswissenschaftlich analysieren, ohne es durch begriffliche Bestimmung, also durch Prädizierung schon gewissermaßen denaturiert, verändert zu haben. Dies ist Adornos Zentralproblem in der negativen Dialektik und in der Ästhetiktheorie. Adornos Lösung dieses Problems besteht darin, die Unüberbrückbarkeit des Hiatus zwischen der Sphäre der X.e, des Nicht-Identischen und der Sphäre der Prädikate, der Identität der begrifflichen Erkenntnis festzuhalten und sie mit der Differenz zwischen der sinnlichen Erkenntnisfunktion der Kunst und der begrifflichen Erkenntnisfunktion von Wissenschaft zu identifizieren. Das Nicht-Identische läßt sich erfassen nur in der sinnlichen Erkenntnis der Kunst. Diese aber, in ihrer künstlerische Wahrheit konstituierenden Suggestivität ihrer sinnlich-materialen Präsenz bleibt im Unterschied zur das Wesen der Dinge aufschließenden Wahrheit der begrifflichen Erkenntnis bloßer Schein.

Er bezeichnet gleichwohl die ästhetische Basis jeglicher Erkenntnis und damit auch das Andockproblem in den Erfahrungswissenschaften: wie können wir geregelt die X.e durch Prädikate bestimmen.

IV: Erster Zugriff auf die Relation von Krise und Routine und Konstitution des Subjekts

Wir haben nun alles bereit für eine erste Bestimmung der Komplementarität von Krise und Routine und einen **ersten Zugriff** auf deren Verhältnis. Die X.e nämlich konstituieren die Sphäre der Krise, weil sie in ihrer Unbestimmtheit uns beunruhigen, sie müssen, weil man auf sie, die in unsere Aufmerksamkeit gelangt sind, reagieren muß, irgendwie bestimmt werden. Sofern uns das mit geeigneten Prädikaten gelingt und die Prädikation Bestand hat, also sich bewährt, ist uns die Lösung dieser Krise gelungen. Die Prädikate konstituieren also die Bestände der Routine. Die Kopula, also die elementarste Form der syntaktischen Verknüpfung von zwei Konstituenten der Sprache, von Noun-Phrase und Verb-Phrase, erzeugt die Vereinigung des kategorial nicht Vereinigungsfähigen und schafft damit als propositionale Einheit die Synthesis von Krise und Routine, den Vorgriff auf die Krisenlösung. Schon hier ist Sprache Logik und Dynamik zugleich, Logik, insofern sie die logischen Operationen von Verknüpfungen wie Negation, Konjunktion, Implikation etc. ermöglicht, Dynamik, insofern sie die Verschweißung von kategorial Unvereinbarem, von X. en und Prädikaten, damit Erkenntnis, und später, auf der Ebene der Pragmatik durch praktischen Vollzug von Wirklichkeit die Lebenspraxis der Sprache Gebrauchenden erzeugt.

Insofern wir nämlich in der ersten Reaktion auf ein krisenhaftes X, eben weil wir nicht nicht reagieren können, schon eine prinzipiell verbalisierbare Ausdrucksgestalt dieser Reaktion, ein erstes Protokoll unserer Krisenbewältigung hinterlassen, liegt damit etwas vor, was wir durch nachträgliche Rekonstruktion seiner objektiven Sinnstruktur bestimmen und damit langfristig als subjektiv gedeutete objektive Sinnstruktur in einen Kandidaten für eine sich bewährende Krisenlösung und damit eine künftige Routine transformieren können.

Das Verhältnis von Krise und Routine erweist sich also in diesem **ersten Zugriff** als ein dem Gebrauch von Sprache innewohnendes Grundverhältnis. Man kann auch abkürzend sagen: Tiere haben nur stress, aber keine Krise. Der Begriff der Krise bezeichnet natürlich nicht eine absolute Eigenschaft von Gegenständen wie z.B. Farbbegriffe, es ist ein Prädikat weder der Kategorie von Erstheit noch von Zweitheit, sondern von Drittheit, weil es die Relation zu einem prädikationsfähigen Subjekt einschließt. Ein X. erzeugt, wenn es in unser Aufmerksamkeitsbewußtsein tritt, eine Krise, weil es sich nicht gleichursprünglich mit seiner Wahrnehmung routinehaft sofort bestimmen, d.h. präzisieren läßt. Wir sind überrascht von einem Gegenstand als unbestimmtem. Krise bezeichnet also eine Eigenschaft zwischen einem Gegenstand und einem konkreten Erfahrungssubjekt (S), für das dieser Gegenstand unbestimmt ist. Damit gelangen wir zu einer dritten Bedeutung des Subjektbegriffs, die, die wir in der Soziologie gewöhnlich meinen. Aber alle drei Bedeutungen hängen eng miteinander zusammen und man muß sie auch in ihrem Zusammenhang sehen.

<Das wirft die Frage nach der kindlichen Entwicklung auf, in der natürlich die Gegenstände schon deshalb unbestimmt sind, weil sie weder bekannt sind noch eine präzisierende Sprache zur Verfügung steht und zudem das interpretationsfähige Erfahrungssubjekt sich durch Vollzug von Sprechakten noch bilden muß. Stattdessen also nur die Möglichkeit einer angeborenen Mediation. >

Reste des alten scholastischen Begriffsgebrauchs von Subjekt finden sich noch heute darin, daß wir vom „sujet“ eines Bildes sprechen. Diesem Gebrauch entsprach auch noch die Bezeichnung „sujet“ für Untertan im Absolutismus. Erst mit der französischen Revolution dreht sich, vorbereitet durch die Aufklärung, dieser Begriffsgebrauch um: Aus dem „sujet“ für Untertan, vorher für Erfahrungs- oder Untersuchungsgegenstand, wurde nun das potentiell autonome Subjekt des Bürgers bzw. citoyen des demokratisch verfassten Nationalstaates, dem dann als Erfahrungssubjekt das Objekt als Gegenstand gegenüberstand. Aber auch diesem Verwendungssinn entspricht immer noch die Bezeichnung Subjekt für Satzgegenstand, also für das, was durch eine Proposition zu bestimmen ist, das, worüber geredet werden soll.

Denn mit der Bestimmung eines Gegenstandes, um den es jeweils geht, wird, bezieht man die sprachliche Form der Ermöglichung dieser Bestimmung mit ein, zugleich auch das Erfahrungssubjekt bestimmt, das zugleich das Subjekt des Sprechaktes ist, in den diese sprachliche Bestimmung, eben die Proposition, eingebettet ist. Ich will das im Folgenden schnell veranschaulichen und nehme dazu elementare Bestimmungen der Sprechakttheorie zu Hilfe. Denn damit in einer Proposition wie „X ist ein P“ die widersprüchliche Einheit von Krise und Routine, von X und P, in einer gelungenen Synthese sich herstellen läßt, muß zuvor ein Subjekt sich konstituiert haben, daß einen Sprechakt der Behauptung vollziehen kann:

S behauptet, daß [X ist ein P].

Das ist die sprachliche Voraussetzung. Vorsprachlich muß dem aber die aktuelle Krisenkonstellation vorausgegangen sein, die dadurch sich ergibt, daß ein noch unbestimmter Gegenstand X ins Aufmerksamkeitsbewusstsein eines konkreten Lebewesens getreten ist, so daß für dieses gilt: L bzw. S kann nicht nicht reagieren. Darin besteht also die ganz andere widersprüchliche Einheit von

(S ↔ X) eigentlich: (L(ebensform) ↔ X

Auf dieser Betrachtungsebene der unmittelbaren Krisenkonstellation, eine Ebene die dem Freud'schen Begriff von den Sachvorstellungen – im Gegensatz zu den Wortvorstellungen – entspricht,

ist nicht determiniert, ob die Krise durch bestimmte Eigenschaften des Gegenstandes X herbeigeführt worden ist oder durch Zustände des Lebewesens L¹. Die Krise ist eben eine Eigenschaft der Relation zwischen L und X, also eine Funktion von deren Einheit. Dieses Amalgam wird erst aufgebrochen in eine Unterscheidbarkeit von L und X durch die Versprachlichung qua Proposition, wenn also an die Stelle der Einheit von L bzw. S und X, die Einheit von X und P tritt. Sobald diese letztere Einheit hergestellt ist, also die Proposition im Schoße einer affirmativen Sprechhandlung sich gebildet hat, lassen sich S und X, also Subjekt und Objekt kategorial trennen. Genau dann aber konstituiert sich auch das Subjekt als Subjekt unter der Bedingung der Krisenbewältigung. Wie muß man das verstehen?

S behauptet [X ist ein P]

$$\begin{array}{l} (L(\text{ebensform}) \leftrightarrow X) \\ \downarrow \\ (S(\text{ubjekt}) \leftrightarrow X) \\ \downarrow \\ (S \leftrightarrow [X]) \text{ ist ein P], wenn: S sagt [X ist ein P]} \end{array}$$

Würde das in der Krise der Unbestimmtheit eines X sich befindende Lebewesen grundsätzlich nicht über sprachliche Ausdrucksmöglichkeiten verfügen, dann würde es zwar auch unter der Bedingung stehen, daß man nicht nicht reagieren kann, irgendwie reagieren muß, aber davon keine Ausdrucksgestalt zurückbehalten, die mit einer objektiven Sinnstruktur verknüpft ist. Anders ausgedrückt, diese Ausdrucksgestalt läge als Protokoll für dieses Lebewesen selbst nicht vor, sondern allenfalls für einen mit Sprache begabten beobachtenden Dritten. (Ich sehe hier von den durch die kürzlich entdeckten Spiegelneuronen besetzten Zwischenstufen der Imitation ab, um die Angelegenheit nicht unnötig zu komplizieren). Sobald L aber als S mit einem prinzipiell versprachlichbaren Ausdruck auf X reagiert, in welchem Sprechakttyp auch immer, liegt eine Proposition der Grundgestalt X ist ein P vor. In diesem Moment ist aber nicht nur X durch P bestimmt worden, sondern zugleich liegt die Ausdrucksgestalt bzw. das Protokoll eines Sprechaktes vor, in dem S sich selbst objektiviert hat und insofern sich selbst präzisieren kann als ein S, das mit einer Behauptung sich selbst behauptet hat.

¹ Man kann hier zusätzlich die folgende Unterscheidung einführen: Es könnte das Krisenhafte von X für L (oder S) dadurch bedingt sein, daß für die gesamte Gattung von L (oder S) X unbekannt, also neu ist, oder aber nur für das konkrete Exemplar oder Individuum L (oder S), das über eine präzisierende Schematisierung oder Begrifflichkeit zur Bestimmung von X nicht verfügt, obwohl die Gattung als solche eine solche bereit hält. Wahrscheinlich befinden sich Kinder auch in dieser Situation, wenn sie die Umgangssprache noch nicht so weit erworben haben, wie es zur Bestimmung von X ausreichen würde. Die Krise ist somit der Möglichkeit nach eine Funktion sowohl 1) der Gattungsausstattung, 2) der Geschichtlichkeit der sprachlich kodierten Wissensentwicklung, 3) der Kulturspezifität der Wissens- und Sprachentwicklung, 4) des individuellen Entwicklungsstandes in der Ontogenese und 5) des individuellen Bildungsgrades.

Wir müssen zur Vermeidung des Missverständnisses, ich sei mit dieser Ausführung ungewollt in das alte bewußtseinsphilosophische Subjekt-Objekt-Schema zurückgefallen, uns nur sofort klar machen, daß dieser Sprechakt der Behauptung nicht solipsistisch sich vollzieht, sondern notwendigerweise dialogisch. Er ist seines Regelcharakters gemäß immer an ein anderes Subjekt gerichtet, so daß die vollständige Darstellung für den Fall einer expliziten Versprachlichung in einem assertorischen Sprechakt etwa so aussieht:

$[S\langle ag\rangle (\text{ill}\langle aff\rangle [X \text{ ist ein } P]) \rightarrow S \langle pa\rangle]$; wobei „ag“ für agens, „ill“ für illokutionär, „aff“ für affirmativ, „pa“ für passiv

das führt für den Fall einer versprachlichten Selbstreflexion bzw. Rekonstruktion des eigenen Sprechaktes zu:

$[S(i) (\text{ill}\langle aff\rangle [[S\langle ag\rangle (\text{ill}\langle aff\rangle [X \text{ ist ein } P(p)]) \rightarrow S \langle pa\rangle] \text{ ist ein } P(s))] \rightarrow S(i)]$; aus der Positionalität von S (Σi)

Dieser immer dialogische Sprechakt vollzieht sich zwischen zwei Subjekten, die denselben konstitutiven Regeln von Sprechakten folgen.

Das heißt, das Schema der Gegenstandserkenntnis entspricht nicht einer Subjekt-Objekt-Relation, sondern einer Beziehung zwischen Subjekten, auf die hin Gegenstände sich erschließen.

Also:

$$\begin{array}{c} S \\ \text{Statt } S \rightarrow O : \quad \{\updownarrow\} \rightarrow O \\ S \end{array}$$

Exemplarisch läßt sich diese Bestimmung erläutern an einer Kritik am psychoanalytischen Objektbegriff. Dieser falsche Begriffsgebrauch ist durch das alte Subjekt-Objekt-Schema verursacht worden. Streng genommen fallen unter den Objektbegriff nur präzifizierbare Gegenstände. Dazu gehören der Möglichkeit nach alle Gegenstände der erfahrbaren Welt, also auch alle Lebewesen mit Subjektivität. Aber als Adressat von Sprechhandlungen bzw. als Dialogpartner, oder noch allgemeiner, als konstitutive Elemente von Sozialität, sind Subjekte, auch wenn als Gegenstände präzifizierbar und erforschbar, kategorial etwas anderes als solche Gegenstände. Der Sache nach meint die Psychoanalyse aber mit Objekten, z.B. in der Theorie der Objektbeziehungen, wie am

Begriff des Übergangsobjekts überdeutlich ersichtlich, andere Exemplare der menschlichen Gattung, auf die ein Subjekt sich dialogisch bezieht. Dann aber ist es nicht in der dritten Person, wie eine Sache oder eben ein Objekt thematisch, sondern in der zweiten Person des dialogischen Gegenüber. Daß in diesem falschen Objektbegriff zweite und dritte Person ungeschieden ineinanderlaufen, und damit die zweite Person oder der Dialog degeneriert wie auch in dem erkenntnistheoretischen Schema der Subjekt-Objekt-Relation, das ist m.E. eine zwingende Folge davon, daß Freud, ursprünglich Neurophysiologe, die menschliche Psyche metapsychologisch im Grundschema des primären Narzißmus entwirft und konstituiert sieht und nicht in einem vorgängigen Schema von Sozialität bzw. einer Subjekt-Subjekt-Relation.

Doch ich bin jetzt etwas zu schnell vorgegangen und muß noch Einiges nachtragen.

So lange das X für ein Subjekt ein X ist, also unbestimmt, so lange kann sich das Subjekt als Subjekt selbst nicht bestimmen, solange befindet es sich in der akuten Krise und erlebt sich gerade dadurch als auf anderes nicht reduzierbares eigenlogisches Subjekt. Nun kann man festhalten, daß das Subjekt sich als Subjekt genau dann erfährt, wenn es sich in der Krise befindet. Sobald es diese gelöst hat, etwa durch eine Gültigkeit beanspruchende Bestimmung von X, ist es zurückgekehrt in die Routine. Man könnte auch sagen: es ist in der Allgemeingültigkeit verdampft².

Das bringt mich noch einmal zu dem Punkt, an dem die kategoriale Verschiedenheit von krisenhaft unmittelbar im Sinne der fehlenden Bestimmtheit Gegebenem einerseits und der Unmittelbarkeit der gegenständlichen Welt für ein vorsprachliches Lebewesen betont werden muß. Die Unmittelbarkeit der Krise einer aufgebrochenen Routine ist eben kategorial etwas ganz Anderes als die von den Sozialphänomenologen, etwa von Luckmann in der Religionssoziologie, in Anspruch genommene Unmittelbarkeit der sinnlich gegebenen Erfahrungswelt, die der Typisierung bzw. Sinnstiftung bedarf, damit gehandelt, statt, wie der Hesse sagen würde, sich verhalten werden kann. Diese Unmittelbarkeit ist die, die man den Tieren unterstellen kann, insofern sie kein Zeitbewusstsein haben und deshalb auch keine Krisen.

Wir können uns hier des bekannten Mead'schen Schema der I-me relationship in der sozialen Konstitution des Selbst bedienen. Die auf die Krisenhaftigkeit von X.en unmittelbar spontan reagierende Lebensform L läßt sich als ein „I“, also ein Ich im Nominativ, d.h. in der grammatischen Stellung des Subjekts eines Satzes, darstellen, sobald man die Sprachfähigkeit dieses Lebe-

² Das heißt natürlich nicht, daß das Subjekt in der krisenlösenden Selbstbestimmung als Subjekt sich selbst verliert, sondern nur, daß auch die einem Bildungsprozeß entsprechende kumulative Selbstbestimmung aus Routinen besteht, die erfolgreichen Theorien über sich selbst gleichkommen. Insofern kommt dem, was in der Selbstkonzeptforschung zentralthematisch ist und mir auch für die Biographieforschung im Vordergrund zu stehen scheint, die Eigenschaft von gewissermaßen kognitiven Konstruktionen zu, die aber nur einen Teil dessen ausmachen, was unter dem Subjektbegriff zu verstehen ist. Es ist gewissermaßen der Teil, der unter dem Anspruch von Allgemeingültigkeit kommunizierbar ist und mit dem Anspruch versehen ist, von anderen geteilt zu werden. Es ist deshalb auch der Teil, der in narrativen Interviews als feststehende erzählbare Konstruktion gut erhoben werden kann. Aber was das Subjekt in seiner Totalität als dynamische Praxis ausmacht, das geht weit darüber hinaus. Und dieses empirisch zu untersuchen, dazu erscheint mir das narrative Interview wenig geeignet zu sein.

wesens unterstellt. Ohne diese Unterstellung entspricht diesem „I“ biologisch die Positionalität eines lebenden konkreten Organismus oder Körpers, von deren Zentriertheit her sich eine Perspektivität auf die Umwelt konstituiert, außerhalb deren die Welt nicht gegeben ist. Deshalb kann Mead einen seiner berühmten Aufsätze, der diesen Pragmatismus weiterentwickelt, mit der Überschrift „Die Objektivität von Perspektiven“ versehen. Objektivität eben und nicht Subjektivität, das ist wichtig, weil nur so gesichert ist, daß die vom Pragmatismus in Anspruch genommene Grundrelation zwischen Subjekten bzw. Lebensformen und Gegenständen der Erkenntnis immer eine mit dem Leben objektiv gegebene ist. Auch das menschliche Leben konstituiert zunächst diese einfache Positionalität, die es mit den Tieren teilt. Aus deren Perspektivität vollzieht es unvermeidlich seine Lebensäußerungen in Reaktion auf die je gegebene Gegenstandswelt. Im Falle des menschlichen Lebens wird daraus, unter der Bedingung der sprachlich vermittelten Kommunikation, eine Positionalität, die später einmal sich selbst als Ich melden kann, also als Selbst in der ersten Person Nominativ.

Zur Erläuterung hier kurz ein grobes Schema der kindlichen Entwicklung. Kinder handeln natürlich in dieser Positionalität, zunächst den Tieren vergleichbar, wenn sie ihre Bedürfnisse einfordern, mit dem Unterschied allerdings, daß diese vorsprachlichen Lebensäußerungen von Anbeginn in einen Dialog mit einem sprachfähigen Erwachsenen eingebettet sind, der aufgrund seiner Sprachlichkeit diese Lebensäußerungen wie funktionale Ellipsen zu voll versprachlichten Beiträgen ergänzt und damit der kindlichen Praxis eine von dem Kind selbst intentional gar nicht repräsentierbare und erst recht nicht antezipierbare Bedeutungsstruktur verleiht, also das tut, was man in der Spracherwerbsforschung unter der Methode der reichhaltigen Interpretation versteht. Sie agieren also ihr „I“, ihr Ich in der ersten Person Nominativ, aus, ohne davon zu wissen. Auf der Grundlage einer stabilen Selbst-Anderer-Trennung bezeichnen sie sich dann später in der dritten Person: „Heinz will Schokolade“, bevor sie Ich sagen, um ihre Positionalität zu explizieren. Diese Positionalität vollzieht sich also spontan in den Lebensäußerungen, also auch dann, wenn nicht geplant gehandelt wird, so vor allem in der Bewältigung der durch die X.e verursachten Krisen. Unter der Bedingung der prinzipiell versprachlichbaren, Erinnerungsfähigen Ausdrucksgestalten dieser unmittelbaren Äußerung des I, wird dieses objektiviert zum Selbst im Akkusativ, also zum prädzierbaren Objekt „me“, z.B. dadurch, daß dieses Objekt, dieses I, zum X einer Proposition wird, also zu einem bestimmungsfähigen „me“, wobei natürlich in dieser Aktualität der Vergegenwärtigung wiederum die Spontaneitätsinstanz des „I“ sich vollzieht. Ich vergegenwärtige mich als jemand, der das und das gesagt oder zum Ausdruck gebracht hat. Das ist in Meads Begriffen, sofern man sie nur sprechakttheoretisch gewissermaßen modernisiert, jener Prozeß, in dem sich das Subjekt in der Logik der Krisenbewältigung als Selbst konstituiert auf der Basis seiner Positionalität als lebendiges Wesen bzw. als Leib. Das ist noch in dem Ausdruck der

Pro-Position sinngemäß enthalten. Eine Pro-Position bzw. der pro-positionale Gehalt einer Sprechhandlung verkörpert auf der Ebene der Sprache die lebendige Positionalität eines je konkreten sprachfähigen Lebens.

V. Sprechakttheoretische Ableitung des Begriffs von Lebenspraxis

Die Sprechakttheorie ermöglicht es uns auch, für die sozialwissenschaftliche Konstitutionstheorie den zentralen Begriff von Lebenspraxis als einer lebendigen Totalität zu begründen. Ich möchte das hier kurz am Beispiel des Sprechaktes des Versprechens im Sinne von jemandem etwas Versprechen durchführen. Ich halte mich dabei an Searle's Analyse dieses Sprechaktes. Für ihn gilt u.a. die konstitutive Regel der Ernsthaftigkeit („sincerity rule“), derzufolge ein Vollzug dieses Sprechaktes den Sprecher gegenüber dem Hörer verpflichtend daran bindet, den propositionalen Gehalt des Versprechens tatsächlich zu realisieren, das Versprechen also ernst zu nehmen. Diese Ernsthaftigkeit ist in der Rezeption der Sprechakttheorie häufig unter dem Aspekt der Wahrhaftigkeit mit einer wahrhaftigen Intention als innerpsychische Realität gleichgesetzt worden. Aber diese Wahrhaftigkeitsbedingung mag für eine ethische Argumentation zutreffen und bedeutungsvoll sein, für eine erfahrungswissenschaftliche Analyse führt sie uns nur in die Irre, denn sie vermischt die rein sprachpragmatische Wohlgeformtheitsbedingung mit einer ethischen bzw. moralischen Qualität. Daß die Ernsthaftigkeitsbedingung durch die konstitutive Regel eines sprachlich wohlgeformten Sprechaktes allein, ohne dessen zusätzliche ethische Qualifikation, erfüllt ist, kann man daran sehen, daß die algorithmische Wohlgeformtheit ebenso eine arglistige strategische Täuschung, also einen Betrug oder eine Selbsttäuschung ermöglicht wie eine wahrhaftiges Versprechen, auf das sich der Adressat praktisch tatsächlich verlassen kann. Jemand kann versprechen, das geliehene Geld pünktlich zurückzugeben, um es betrügerisch zu erlangen, also in der subjektiven Überzeugung oder Absicht, es keineswegs zurückzugeben. Oder er kann bewußt davon überzeugt sein, das Versprechen zu erfüllen, ein Dritter, der ihn kennt, aber kann wissen, daß unbewußte, pathogene Motive diese Absicht bei dem Sprecher häufig durchkreuzen. Im Normalfall von Sozialität vertrauen wir darauf, daß bis auf den Beweis des Gegenteils der Sprecher eines wohlgeformten Versprechens dieses auch tatsächlich einhalten wird. Würden wir ihm von vornherein ohne konkrete Erfahrungsgründe darin nicht vertrauen, dann wäre Sozialität nur noch eingeschränkt möglich. Das gilt, wie wir noch sehen werden jedenfalls für die basale Sozialität im Sinne von Vergemeinschaftung. Daß die für Lenin überlieferte Formel „Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser“ in the long run diese Basis von Sozialität erodieren muß, ist einer der elementaren Gründe für das Scheitern des real existierenden Sozialismus. Mütter, so können wir zur Veranschaulichung hier hinzufügen, sind die ursprünglichste Verkörperung des wohlgeformten

Versprechens, das zugleich wahrhaftig ist und dem man wie selbstverständlich trauen können muß. Wo diese Bedingung nicht erfüllt ist, stellt sich für das sich bildende frühe Subjekt die massivste Traumatisierung ein. Aber sie besteht gerade in der Diskrepanz zwischen der Wohlgeformtheit des Versprechens und der tatsächlichen Intentionalität des Sprechers. Man muß also beides analytisch klar auseinanderhalten, sonst sieht man nicht, daß die formale Wohlgeformtheit des Sprechaktes die notwendige, aber eben nicht hinreichende Voraussetzung dafür ist, daß sich eine wechselseitige Bindung herstellen läßt, daß aber davon intentional immer noch abgewichen werden kann. Die sprachliche Konstitutionsbedingung für Sittlichkeit stiftet bzw. öffnet also zugleich die Möglichkeit der betrügerischen Realisierung oder der psychopathologischen Selbsttäuschung. Denn ohne diese Wohlgeformtheit ließe sich ein Gegenüber nicht in die Falle locken. Beides: Wahrhaftige Zusage und erfolgreiche Täuschung stellen sich gleichursprünglich aufgrund der pragmatisch-algorithmischen Wohlgeformtheit des Versprechens her.

Dies dient mir nun zum Hintergrund für die Konstruktion einer nicht-wohlgeformten Durchführung des Aktes des Versprechens, die paradoxerweise gerade das Gegenteil einer erfolgreichen Täuschung ist und insofern sich als Selbstenttarnung zerstört und deshalb durch pragmatische Nicht-Wohlgeformtheit zu einer authentischen, d.h. jederzeit als solche erkennbaren täuschenden Praxis wird.

Damit ist die unausweichliche Notwendigkeit der Distinktion von „sincerity rule“ und Wahrhaftigkeitsbedingung ex negativo belegt. Ich könnte z.B. jemandem versprechen, den von ihm erbetenen Geldbetrag zu einem bestimmten Termin zurückzugeben, also bis dahin einen regelhaft wohlgeformten Sprechakt vollziehen, dann aber hinzufügen, man meine es nicht ernst, also die Wohlgeformtheit dadurch zerstören, daß man die „sincerity-rule“ explizit dementiert bzw. abweist:

„Ich verspreche Dir,, aber ich meine es nicht ernst“

In der Empirie trifft man so etwas bezeichnenderweise nicht an, weil diese Verletzung der Wohlgeformtheit manifest so krank und unvernünftig ist, daß niemand sie vollziehen wird. Man würde damit nicht einmal eine Täuschung erfolgreich realisieren, geschweige denn ein authentisches Versprechen. Wir haben also ein Beispiel extremer Pathologie auf der pragmatischen Ebene konstruiert, das faktisch nicht vorkommt, aber dennoch sprachlogisch konstruiert werden kann. Solche konstruierten Test-Beispiele sind strukturanalytisch sehr instruktiv, weil sie uns über die bloß empiristische Beschreibung von Realität hinausführen.

Man kann nämlich zeigen, daß diese extreme Pathologie einer solchen Äußerung außerhalb ihrer pragmatischen Eigenschaften überhaupt keine Auffälligkeit aufweist. Sie ist phonologisch, syntak-

tisch und semantisch vollkommen korrekt. Ihre pragmatische extreme Pathologie hängt nur an den unscheinbaren seidenen Fäden von drei elementaren sprachlichen Eigenschaften. Sobald einer dieser Fäden zerrissen ist, ist die Pathologie der Äußerung ohne jeden Rest beseitigt. Diese drei Fäden sind: die Äußerung muß (1) im Präsens, (2) im Indikativ und (3) in der ersten Person ausgeführt sein. Wir machen den einfachen Test und verändern jeweils immer nur eine der drei Merkmale.

1. „Ich versprach Diretc, aber ich meinte es nicht ernst“, ist eine vollständig korrekte, empirisch wahrheitsfähige Darstellung eines Zustandes in der Vergangenheit.
2. „Ich könne Dir ... versprechen, aber ich könne (oder möge) es nicht ernst meinen“, ist ebenfalls eine vollständig korrekte Möglichkeitskonstruktion und
3. „Du (oder er) versprichst (oder verspricht) mir, das und das, aber Du meinst es nicht ernst“, ist eine völlig korrekte, empirisch wahrheitsfähige Äußerung über jemanden.

Was macht also jene extreme Pathologie aus? Daß dann, wenn alle drei Bedingungen gleichzeitig eingehalten sind, dieser Vollzug eines Versprechens und die begleitende explizite Dementierung der Ernsthaftigkeitsregel mehr als nur eine Darstellung von etwas ist, nämlich zugleich eine vollziehende Verwirklichung dieses Dargestellten. Sobald die Wohlgeformtheitsbedingung explizit verletzt ist, bricht dieser Vollzug vollständig zusammen und mit ihm das, was sich in diesem Vollzug herstellt: die Wirklichkeit einer Lebenspraxis, einer Mitte bzw. Positionalität selbstbewussten sittlichen Lebens, auf das man sich prinzipiell als eines verantwortlichen bis auf den Beweis des Gegenteils verlassen kann als ein Gebilde bzw. eine empirische Entität, die ihre Krisen im Prinzip autonom bewältigen kann. Lebenspraxis stellt sich dynamisch durch solche Vollzüge in einem Sprechakt eines „I“, im Präsens und im Indikativ, d.h. der Wirklichkeitsform her, sie ist nicht einfach statisch da. Der Begriff der Lebenspraxis bezieht sich also auf eine an sich dynamische Entität, die als kulturelle Amplifikation der Dynamik des biologischen Lebens gelten kann: Es ist eine Größe, die als diese Dynamik von biologischer und kultureller Lebendigkeit zugleich sinnlich in Erscheinung tritt, aber als Lebenspraxis an sich abstrakt ist, d.h. sinnlich anschaulich nicht mehr fassbar ist, aber dennoch ganz konkret als in den objektiven Sinnstrukturen ihrer Ausdrucksgestalten rekonstruierbare Fallstruktur vor uns tritt.

Auf empirische Beobachtungen diesen Typs gründet sich im übrigen die Methodologie der objektiven Hermeneutik. Ihr Gegenstand ist genau diese eigenlogische Realitätsebene von objektiven Sinnstrukturen, die durch Regeln der Wohlgeformtheit erzeugt werden, nicht der subjektiv gemeinte Sinn der Handlungstheorien und nicht die innerpsychische Realität von Intentionalität. Man kann das auch einfach ausdrücken. Meinen kann ich nur subjektiv etwas, nicht objektiv, das wäre ein Widerspruch in sich. Sagen dagegen kann ich nur objektiv etwas, und nicht subjektiv. Denn das Gesagte ist eine protokollierbare objektive Realität, nicht aber das subjektiv Gemeinte.

Um dieses subjektiv Gemeinte zu erschließen, bin ich notwendig auf das objektiv Gesagte (oder sonst zum Ausdruck Gebrachte), worin es ausgedrückt worden ist, angewiesen. Die objektive Hermeneutik geht also nicht auf der sachlichen Ebene oder der Ebene der empirisch interessierenden Wirklichkeit am Subjektiven oder an der innerpsychischen Realität von Intentionalität vorbei, sie versucht im Gegenteil ein verlässliches Verfahren ihrer Erschließbarkeit bereit zu stellen. Es kommt etwas Wichtiges hinzu: die objektiven Sinnstrukturen konstituieren eine Realitätsebene in den Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften, an der die auf Locke und Hume zurückgehende Empirie-Konzeption „Nihil est in intellectu quod non fuerit in sensu (Nichts ist im erkennenden Verstande, was nicht zuvor in den Sinnen war)“ scheitert. An ihr festzuhalten liefe also in unseren Wissenschaften auf einen hoffnungslosen Dogmatismus hinaus. Denn objektive, durch Regeln erzeugte Sinnstrukturen kann man weder hören, noch sehen, riechen, schmecken oder ertasten. Sinnlich wahrnehmen lassen sich allenfalls die ausdrucksmaterialen Gegebenheiten, in denen sie jeweils in Erscheinung treten, also z.B. die Farbe von Papier und Buchstaben, aber nicht die Bedeutungsstrukturen selbst. Diese kann man nur lesen, aber nicht sinnlich wahrnehmen. Dies gilt auf der Ebene der Methodologie der erfahrungswissenschaftlichen Untersuchung von Lebenspraxis. Auf der Ebene des Praxisvollzugs selbst – also unter dem Zeitdruck der Krisenbewältigung – operieren wir mit Hilfe der Anschauung der Erscheinung von Lebenspraxis in ihrer leiblichen Positionalität und mit Hilfe des praktischen Verstehens im Nachvollzug der auf den subjektiv gemeinten Sinn reduzierten Sinnstruktur der Ausdrucksgestalten

VI. Zweiter Zugriff auf „Krise und Routine“

Mit dieser Vorbereitung können wir uns zwei weitere Zugriffe auf das Verhältnis von Krise und Routine klar machen.

Zum ersten davon: Mit Bezug auf den eben eingeführten Begriff der Lebenspraxis als Zentrum von Krisenfähigkeit und der Krisenbewältigung lassen sich drei elementare Krisentypen unterscheiden.

1. Die traumatische Krise, in der wir von einem unerwarteten Ereignis oder Zustand, sei es schmerzhaft oder ekstatisch, glücklich überrascht werden. In ihr konstituiert sich die Natur- und die Leiberfahrung.
2. Die Krise durch Muße, also die Krise, die sich dadurch herstellt, daß wir etwas in der erfahrbaren Welt als Selbstzweck, um seiner selbst willen, wahrnehmen, worin wir also die Wahrnehmung von etwas unpraktisch zur selbstgenügsamen Handlung erheben und nicht als eine Phase eines praktischen Handelns vollziehen. Unter dieser Bedingung einer müßigen Wahrnehmung von etwas wächst die Wahrscheinlichkeit, daß wir an einem sonst bekannten Gegenstand etwas Neu-

es, Überraschendes entdecken, daß wir nun, ob wir wollen oder nicht, bestimmen müssen. In dieser Krise konstituiert sich die ästhetische Erfahrung.

In diesen beiden Krisentypen tritt die erfahrbare Welt jeweils, auf je andere Weise, als unbestimmtes X in unsere Aufmerksamkeit, so daß wir reagieren müssen, und dies schon der erste Schritt auf dem Wege der krisenbewältigenden Bestimmungen ist.

3. Während in diesen beiden Krisentypen die Erfahrungswelt gewissermaßen krisenerzeugend auf das erkennende Bewußtsein eindringt, verhält es sich im dritten Typus, der Entscheidungskrise, als dem Prototyp von Krise überhaupt, denn das Wort Krise stammt aus dem Griechischen und heißt darin nichts anderes als Entscheidung, umgekehrt. Hier erzeugen wir die Krise selbst, in dem wir hypothetische Möglichkeiten, also Alternanten einer möglichen Zukunft konstruieren, zwischen denen wir dann gemäß dem unabweisbaren Prinzip, daß man sich nicht nicht entscheiden kann, eine Entscheidung treffen müssen. Eine genuine Entscheidungssituation liegt nun, in scharfer Differenz zum Entscheidungsbegriff z.B. in den Wirtschaftswissenschaften, nur dann vor, wenn eine Lebenspraxis über eine Richtig-Falsch-Berechnung für die zu treffenden Entscheidungsalternanten nicht verfügt, die Entscheidung also ins Ungewisse hinein, ohne explizite Begründbarkeit getroffen werden muß, der Anspruch auf Begründbarkeit aber dennoch aufrechterhalten werden muß. Er ist nicht aufgehoben, sondern nur aufgeschoben. Ein Entscheidungssituation liegt also genau dann vor, wenn eine Wahl zwischen Alternanten getroffen werden muß, eine bewährte Begründung jedoch nicht zur Verfügung steht. Solche Situationen ergeben sich typischerweise für legitime Herrschaft, wenn sie über Kompromisse zwischen konkurrierenden Interessen entscheiden muß, für die ärztliche Praxis, wenn sie in einem akuten Fall intervenieren muß, oder für die individuelle Lebenspraxis, wenn sie z.B. entscheiden muß, ob Kinder gezeugt werden sollen, ob eine bestimmte Person geheiratet werden soll, ob eine bestimmte risikobehaftete Therapie gewählt werden soll, etc. Lebenspraxis stellt unter diesem Gesichtspunkt eine widersprüchliche Einheit von Entscheidungszwang und Begründungsverpflichtung dar. In der Krise einer offenen Entscheidungssituation konstituiert sich die religiöse Erfahrung, sofern man unter Religiosität strukturtheoretisch, nicht inhaltlich, das Aushalten-Müssen einer nicht stillstellbaren Bewährungsdynamik versteht, die sich letztlich aus dem Bewußtsein von der Endlichkeit des Lebens und damit der Knappheit von Zeit ergibt. Die Weberschen Analytiken von Charisma und der Dialektik von Außeralltäglichkeit und Veralltäglichen lassen sich mit diesem Krisenmodell abdecken und in einen weiteren Zusammenhang stellen. Charisma bezeichnet die Quelle jenes Vertrauens oder strukturellen Optimismus, die eine Lebenspraxis eine Entscheidung mit der Aussicht auf Begründbarkeit in eine ungewisse, offene Zukunft hinein treffen lassen.

VII. Dritter Zugriff auf „Krise und Routine“ : Sequenzanalyse

Die bisher behandelten beiden Zugriffe auf das Verhältnis von Krise und Routine gelten für die Realität der Lebenspraxis selbst, sie entsprechen dem lebenspraktisch abgeforderten Prozedieren auf dieser Ebene, bilden also Krisenkonstellationen ab, die sich dort manifest einstellen.

Ein dritter Zugang zum Verhältnis von Krise und Routine ergibt sich, nicht vollkommen unabhängig vom Entscheidungsbegriff, erst auf der Ebene der sozialwissenschaftlichen Analyse von Lebenspraxis aus der Methode der Sequenzanalyse, dem Herzstück der objektiven Hermeneutik. Vor allem an der Basisform von Sozialität, der sogenannten Interaktion³, erweist sich die Sequenzanalyse als jeder klassifikatorisch-statischen Erfassung sozialer Realität überlegen. Denn diese interaktiv sich vollziehende soziale Realität besteht letztlich in nichts anderem als einer Verkettung von Sequenzstellen, die jeweils Entscheidungssituationen im Kleinen gleichkommen. Dies einfach dadurch, daß diese Sequenzen nicht einfach durch ein unvermeidliches temporales Nacheinander sich ergeben, sondern durch algorithmische Regeln der Bedeutungserzeugung generiert werden.

Das einfache Modell der Sequenzanalyse

Seq (-1)

Seq (0)

Seq (+1)

Vollzug von Wirklichkeit → eröffnete Möglichkeiten

↓

Vollzug von Wirklichkeit → eröffnete Möglichkeiten

(Seq (0) symbolisiert die jeweils zu analysierende Stelle in der Sequenz)

An jeder Sequenzstelle, bezeichnet durch eine protokollierbare Handlung oder Äußerung, werden durch solche Regeln mögliche Anschlüsse erzeugt und eröffnet. Wenn z.B. B durch A begrüßt worden ist, das einfachste Beispiel für eine Interaktionssequenz, dann sind an der so bezeichneten Sequenzstelle genau zwei Möglichkeiten eröffnet: B kann zurückgrüßen oder den Rückgruß verweigern. Beide Möglichkeiten sind wohlgeformte Handlungen mit durch Regeln erzeugter, feststehender Bedeutung. Man sieht im übrigen an diesem Beispiel, daß der Regelbegriff konstitu-

³ Zu betonen ist hier, daß die Begriff von Interaktion und Intersubjektivität terminologisch schon immer irreführend sind. Denn sie suggerieren, die einzelne Aktion bzw. die einzelne Subjektivität gehe konstitutionslogisch dem scheinbar durch ihre Koordination entstehenden höheren Aggregationszustand voraus, während doch faktisch beides sich erst in der objektiv schon immer gegebenen Sozialität, d.h. in deren Reziprozität und Dialogizität erst konstituiert, von dem die interessierte Konsensbildung scharf zu unterscheiden ist. Aber diese falsche Terminologie zu vermeiden, kommt wohl einem Kampf gegen Windmühlen gleich. Vg. auch S. 33 und Fußnote 5.

tionstheoretisch dem Normenbegriff vorausgeht: Denn obwohl die Verweigerung des Rückgrüßes auf der Ebene der Normen in der Regel als abweichende und nicht akzeptable Handlung gilt, stellt sie auf der Ebene der Regelgenerierung eine durchaus wohlgeformte Äußerungsform mit einer klaren Funktion und kontextunabhängigen Bedeutung dar. An jeder Sequenzstelle muß aber zweitens, mit Bezug auf diese durch Regeln eröffneten Möglichkeiten, von den beteiligten Akteuren entschieden werden, welche davon durch praktischen Vollzug verwirklicht werden soll und welche daraufhin in der Logik des „point of no return“ ausgeschieden sind. An jeder Sequenzstelle müssen wir also sequenzanalytisch zwei Ebenen der Analyse scharf unterscheiden: Zum einen die Ebene der eröffneten Möglichkeiten, die Teil der Empirie sind, und zum anderen die vollzogenen Wirklichkeiten. Erst auf der Folie der ersteren erhalten diese letzteren ihre über eine bloße beschreibende Paraphrasierung hinausgehende erschlossene Bedeutung. Lebenspraxis vollzieht sich letztlich in einer ständigen Verkettung solcher Sequenzstellen in eine offene Zukunft, so daß wir sie auch als einen Bildungsprozeß bezeichnen können. Theoretisch, also der Möglichkeit nach, ist jede Sequenzstelle eine Krisenstelle. Das kann allerdings nur der handlungsentlastete Sequenzanalytiker so sehen, der gehalten ist, die eröffneten Möglichkeiten, unter denen zu wählen ist, sorgfältig auszubuchstabieren. Der in der Praxis selbst unmittelbar Handelnde folgt in der allergrößten Zahl der Fälle bewusstlos den eingeschliffenen Routinen, durch die die Wahl jeweils schon immer subjektiv oder fallspezifisch vorentschieden ist, so daß die Krise lebenspraktisch sich nicht manifestiert, sondern eine potentielle bleibt, die aber entweder durch äußere Umstände, die ein Scheitern der Routine herbeiführen, oder eine innere Einstellungsänderung, die die Aufmerksamkeit auf die sonst gar nicht ins Bewußtsein tretenden alternativen Möglichkeiten richten, manifest werden kann. Deshalb weist uns die Sequenzanalyse daraufhin, daß nicht, wie in der Perspektive der Lebenspraxis selbst, in der Perspektive einer erklärenden Strukturanalyse die Routine, die immer aus der Bewährung einer Krisenlösung hervorgegangen ist, also aus der Krisenkonstellation sich ableitet, während umgekehrt die Krise sich nicht aus der Routine herleitet, den Normalfall bildet, sondern die Krise. Würde man, wie z.B. in den Handlungstheorien mit ihrer Methode des nachvollziehenden Verstehens des subjektiv gemeinten Sinns üblich, die Routinen der Lebenspraxis zum Normalfall erklären und die Krisen zum Grenzfall, dann wäre der Erklärungsanspruch von vornherein auf eine bloße Selbstbeschreibung der Lebenspraxis reduziert. Man paraphrasiert dann im Grunde genommen nur die Routinen, die als praktisch eingespielte in der Lebenspraxis dafür verantwortlich sind, daß wie selbstverständlich und quasi bewusstlos immer unter den Handlungsmöglichkeiten eine bestimmte gewählt wird. Das ist dann aber keine Erklärung. Diese läge erst vor, wenn in der Analyse, im Gegensatz zur Lebenspraxis selbst, die Krisenkonstellation, d.h. die alternativen Möglichkeiten an jeder Sequenzstelle expliziert sind, auf die hin die Routine eine Entscheidung bedeutet. Erst dann wird aus der Explikati-

on der Routinen, die im übrigen sich auch erst mit Bezug auf diese Differenzierung von Möglichkeiten und wirklichen Vollzügen explizit bestimmen lassen, auch eine Erklärung.

Dieses Problem betrifft notorisch die Organisationssoziologie, in der meines Erachtens zwischen Lebenspraxis in ihrer Totalität und der Normierung von Abläufen analytisch nicht genügend geschieden wird. Organisationen sind letztlich nichts anderes als mehr oder weniger bewährte Routinen einer kollektiven Praxis, aber nicht diese Praxis in ihrer Totalität. Unternehmen machen nicht als Organisationen Pleite, sondern als Praxis. Die Organisation ist letztlich nur ein - möglicherweise untaugliches - Mittel zum Zweck, das sich natürlich als solches verselbständigen kann und häufig verselbständigt. Die Theorien von „rational choice“ fallen meines Erachtens diesem Verdikt der bloßen Paraphrasierung von Routinen anheim. In ihnen ist eine genuin krisenhafte Entscheidungssituation deshalb nicht formulierbar, weil ja die Prioritäten bzw. Präferenzen, nach denen die rationale Wahl zu treffen ist, schon immer vorweg festgelegt sind, also eine offene Entscheidungssituation von vornherein ausgeschlossen ist, wie ich sie zuvor gekennzeichnet habe. In echten Entscheidungssituationen, in denen eine Entscheidung getroffen werden muß, obwohl eine bewährte Begründung für richtig und falsch nicht zur Verfügung steht, dennoch aber in the long run der Anspruch auf Begründbarkeit eingelöst werden muß, kann entsprechend die vollzogene Entscheidung im Moment des Vollzuges weder als rational noch als irrational gelten, weil für die Bemessung von Rationalität keine Kriterien zur Verfügung stehen. Eine mögliche Rationalität kann sich erst durch einen noch offenen Bewährungsprozeß der Krisenlösung in der Zukunft erweisen. Sie wäre als sich bewährende dann zugleich auch eine Neuerung. Und wie bei jeder genuinen Neuerung ließe sich erst im Falle der Bewährung explizieren, worin die bewährte Krisenlösung eigentlich besteht, ja mehr noch: worin eigentlich das Problem genau bestand, was durch sie gelöst wird. Aber als irrational kann diese Entscheidung ebenfalls wegen dieser Offenheit nicht gelten. Ob also diese mit Hoffnung auf Begründbarkeit getroffene Entscheidung sich als rational oder irrational erweisen wird, muß man dem Bewährungsprozeß überlassen. Theorien der rationalen Wahl sind also nur für den Fall von Routinen geeignet, sie schließen Krisen dogmatisch aus. Die Angabe von Routinen erklärt aber als solche erst etwas, wenn die dazu komplementären Krisenkonstellationen auch expliziert sind.

Die Sequenzanalyse ist auch insofern ein streng rekonstruktionslogisches Verfahren, als sie den realen Prozeß der sequentiellen Entfaltung von Praxis detailliert nachzeichnet und jedes Einzelergebnis oder Merkmal durch seine Stellung in einer Sequenz bestimmt, statt wie in einem klassifikatorisch-subsumtionslogischen Vorgehen isoliert zu markieren. „Streng rekonstruktionslogisch“ impliziert dabei vor allem, für die Bestimmung von Sequenzstellen nicht das Wissen über nachfolgende Entwicklungen der Sequenz vorgreifend schon einzusetzen, weil das automatisch dogmatisierend die Analyse von der Prämisse bestimmen läßt, daß alles immer so bleibt, wie es rou-

tinehaft war, und die Chance der Transformation von Strukturen von vornherein zur Unmöglichkeit oder zumindest zur Ausnahme erklärt.

VIII: Ein Modell der sozialen Struktur von Praxiszeitlichkeit und Praxisräumlichkeit

Nachdem wir das Verhältnis von Krise und Routine als ein allgemeines und für die Lebenspraxis konstitutives in drei Hinsichten herausgestellt haben, können wir dazu übergehen das Gemeinsame dieser drei Hinsichten zu explizieren.

Für alle drei Hinsichten gilt nämlich, daß die Krise der Sphäre der Gegenwärtigkeit angehört, während die Routine das Nicht-Gegenwärtige vertritt.

1. Der Gegenstand als unbestimmtes X tritt uns nur in der Gegenwärtigkeit des Hier und Jetzt entgegen, sobald er bestimmt ist, d.h. in die Routine der gültigen Prädikate eingeordnet ist, verflüchtigt er sich in die Allgemeingültigkeit eines Wissens, das sich in der Vergangenheit und/oder an einem anderen Ort bewährt hat und in die Bewährtheit einer Modifikation dieses Wissens, so daß der Gegenstand in der Zukunft, wo immer er auch vergleichbar auftaucht, in dieses neue Muster eingeordnet ist.

Die propositionale Einheit von „X ist ein P“ wird also durch einen internen scharfen Trennungstrich gespalten: „X||ist ein P“, der den verschiedenen kategorialen Ordnungen von X und P entspricht, die sich nun in die scharfe Trennung von Gegenwärtigkeit und Nicht-Gegenwärtigkeit einordnen lassen.

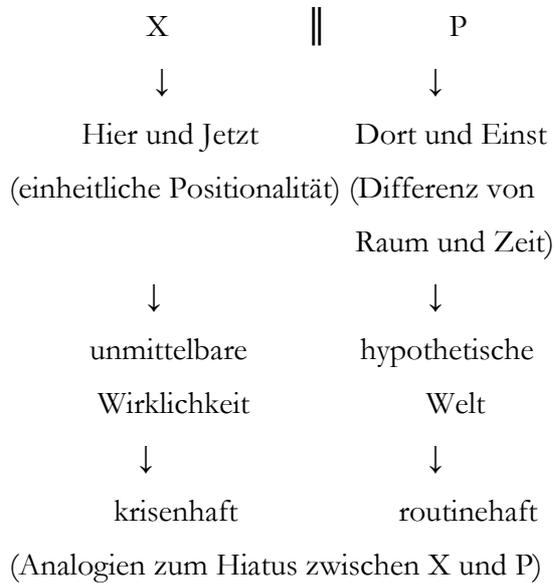
2. Die Krise der Entscheidung spitzt sich in der Gegenwärtigkeit, im Hier und Jetzt des „Man kann sich nicht nicht entscheiden“, zu einem „es muß jetzt eine Entscheidung getroffen werden“ zu.

3. An jeder Sequenzstelle wird von den eröffneten Möglichkeiten eine durch Vollzug zur Wirklichkeit. Der Vollzug ist der Modus der Gegenwärtigkeit par excellence.

Durch diese Beobachtung erweitert sich die analytische Heuristik von Krise und Routine zu einem allgemeinen konstitutionstheoretischen Strukturmodell von sozialer Zeit und sozialem Raum. Das soll nun gezeigt werden.

So wie für die Sequenzanalyse Sequenzen nicht einfache banale temporale Folgen sind, sondern regelgenerierte Folgen, so rechnet dieses Strukturmodell mit Konzeptionen sozialer Zeit und sozialen Raums ab, in denen, wie in der Phänomenologie, diese Bestimmungen letztlich aus nichts anderem bestehen als den je subjektiven und dann durch Typisierung kollektivierten Metrisierungen physikalischer Zeit und physikalischen Raums. Diese sind insofern also nichts als bewußtseinsmäßige Derivate physikalischer Zeit und physikalischen Raums. Für diese gilt, daß sie, wie Kant in den transzendentalen Formen der reinen Anschauung es aufstellt, nicht ineinander überführbar sind. Das verhält sich in dem folgenden Modell grundsätzlich anders. Es folgt in dieser Hinsicht der Bergsonschen Zeitphilosophie, in der Raum und Zeit sich in der Zukunftsof-

fenheit des *elan vital* erst trennen lassen, wenn die Gegenwärtigkeit des – sich allerdings wie bei Mead ununterbrochen vollziehenden - lebendigen Vollzugs geschehen ist.



Die deiktischen Ausdrücke „Hier“ (räumlich) und „Jetzt“ (zeitlich) referieren auf eine unmittelbar gegebene Gegenwärtigkeit, die sich als Mitte einer lebendigen Positionalität des Sprechers im Bezug auf deren Welt konstituiert. Der Pragmatismus geht wie selbstverständlich von dieser unumstößlichen Grundtatsache der lebendigen Positionalität aus. Empirisch greifbar wird sie nicht in einer subjektiven Innenseite dieser Positionalität, sondern in dem, was durch den lebendigen Vollzug im Hier und Jetzt erfolgt. Was erfolgt ist objektiv. Daraus ist alles weitere zu erschließen. Vor allem die durch das Hier und Jetzt als Krisenkonstellation sich vollziehende Lebendigkeit selbst – als Quelle des Erfolgs. Nebenbei: In der deutschen Rezeption, vor allem leider auch durch Horkheimer, ist der Pragmatismus mit Verweis auf den Begriff des „erfolgskontrollierten Handelns“ zu einer technokratischen Profitphilosophie des Kapitalismus degradiert worden. Das ist schlichter Unsinn und beruht auf dem einfachen Mißverständnis, daß in der Rezeption der Begriff des Erfolges mit dem des Gelingens gleichgesetzt wurde, wohingegen der Erfolg, wie der „success“ im Pragmatismus, ganz wörtlich zu verstehen ist als das objektivierte Ergebnis des Erfolgs im Vollzug einer Handlung, unbesehen davon, ob es ein Gelingen oder Mislingen bedeutet.

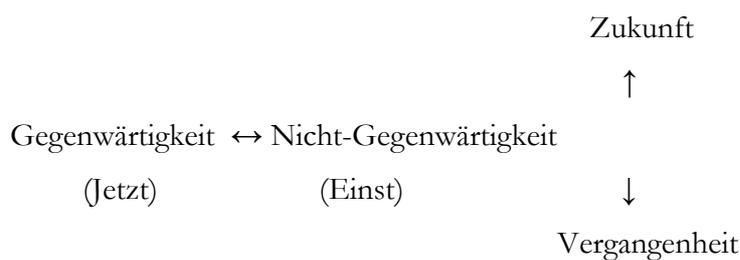
Die zeitliche und räumliche Qualifizierung kommt den Deixen „Hier und Jetzt“ aber erst aus der Nicht-Gegenwärtigkeit zu, auf die ihre jeweiligen Gegenausdrücke, im Deutschen „Dort“ und „Einst“ verweisen. In der Gegenwärtigkeit lassen sich immanent Raum und Zeit nicht trennen. Das Hier ist zugleich das Jetzt und das Jetzt das Hier. Physikalisch können wir natürlich weiterhin die Messung des Hier und Jetzt räumlich und zeitlich mit Verweis auf verschiedene Kontinua von

Messskalen spezifizieren. Aber das ist nicht das Hier und Jetzt einer lebendigen Positionalität, deren Lebenspraxis sich im Vollzug des Sprechaktes konstituiert, sondern die Identifikation einer beliebigen singulären Raum-Zeit-Stelle im Universum. Das Gemeinsame dieses Hier und Jetzt besteht in der Sequenzstelle des Vollziehens einer Lebenspraxis.

Erst in der Nicht-Gegenwärtigkeit trennen sich Raum und Zeit scharf. Und die scheinbare Trennbarkeit des räumlichen Hier vom zeitlichen Jetzt ist gewissermaßen dieser Trennung entliehen, die sich erst in der Nicht-Gegenwärtigkeit herstellt. Sie ergibt sich erst aus deren Blickwinkel.

Dem Jetzt steht in der Nicht-Gegenwärtigkeit das Einst gegenüber. Im Deutschen können wir es als Deixis sowohl für die Vergangenheit als für die Zukunft verwenden. Einst vertraten wir die objektive Hermeneutik. Einst werden wir die objektive Hermeneutik vertreten. Erst wenn wir die basale Opposition von Gegenwärtigkeit und Nicht-Gegenwärtigkeit analog zu der von Gegenstand und von Prädikat eingeführt haben, können wir innerhalb der Nicht-Gegenwärtigkeit die Opposition von Vergangenheit und Zukunft als Polarität aufstellen. Die Gegenwärtigkeit ist die Sphäre des Vollziehens von Wirklichkeit, die Vergangenheit die Sphäre des bereits Vollzogenen, die Zukunft die Sphäre des möglicherweise noch Vollziehbaren. Deshalb ist zeitlich gesehen die Gegenwärtigkeit des Vollziehens die unstrittige rasiermesserscharfe, äußerst flüchtige Grenze zwischen dem bereits Vollzogenen und dem noch Vollziehbaren⁴.

Das Modell der Struktur sozialer Zeit

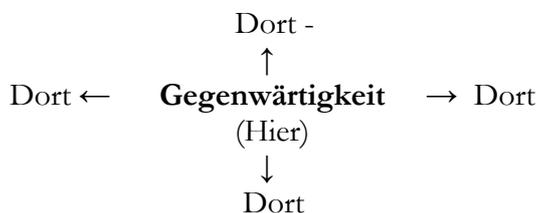


Gegenwärtigkeit als scharfe Trennlinie des Vollzugs zwischen Vergangenheit und Zukunft

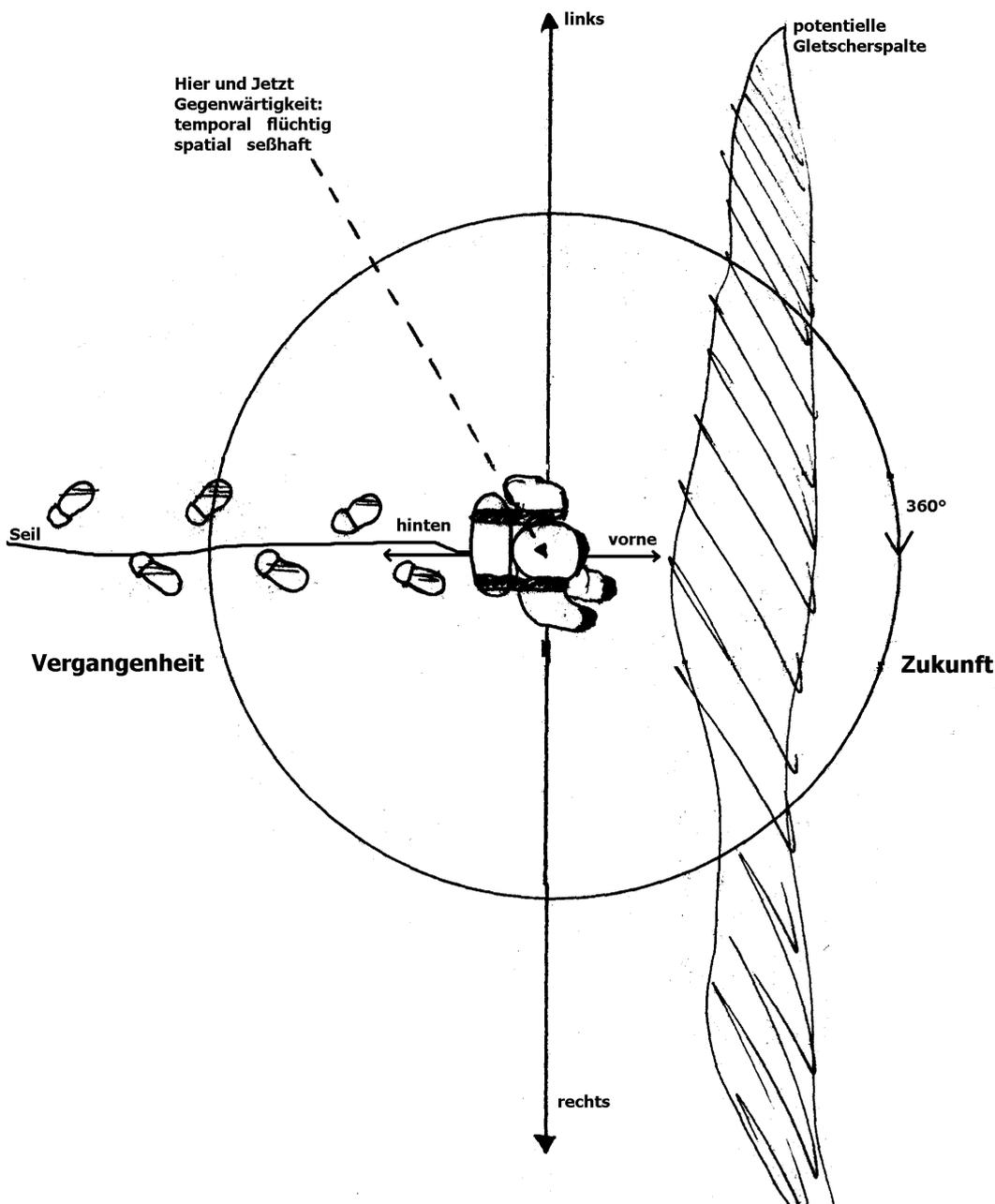
⁴ Hier ergibt sich die spekulative Frage, ob nicht für die im Rahmen der Weiterentwicklung der von Wolf Singer in die Neurophysiologie eingeführten Theorie der Bindung durch Gleichzeitigkeit neuronaler Aktivität von ihm vertretene Hypothese der sich oszillatorisch einschwingenden Harmonie der Neuromodulation für das, was eine Lösung ist, sich eine Entsprechung mit dieser These einer äußerst feinen Trennungslinie von Gegenwärtigkeit denken läßt. Es wäre dann eine Entsprechung anzunehmen zwischen dem Gleichzeitigkeit bestimmenden bindenden Zeitintervalls bzw. einer Frequenzamplitude und der „Dicke“ dieser Trennungslinie.

Weil diese Grenze zwischen Vergangenheit und Zukunft so klar und unstrittig ist und durch die Gegenwärtigkeit des Vollziehens in äußerster Trennschärfe gezogen ist, resultiert daraus – gewissermaßen rückwirkend – auch eine sonst fehlende Abgrenzung zwischen der Gegenwärtigkeit und der Nicht-Gegenwärtigkeit. Die Gegenwärtigkeit ist nichts als der Vollzug – die Nicht-Gegenwärtigkeit das Vollzogene als Erfolg des Vollzugs oder der daraus ableitbare Entwurf einer Zukunft von Möglichkeiten. An die Stelle eines linearen Hintereinanders von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft tritt hier eine doppelte, hierarchisch ineinandergeschachtelte Dichotomie von Gegenwärtigkeit und Nicht-Gegenwärtigkeit und dann von Vergangenheit und Zukunft innerhalb der Nicht-Gegenwärtigkeit. Das je ins Ungewisse zu Vollziehende, also das tendenziell Emergente der Gegenwärtigkeit wird zum Determinierten in dem Maße, in dem es als Vollzogenes in die Vergangenheit eingerückt werden kann oder es bleibt als fremd und nicht integrierbar abgespalten, geht in die rekonstruierte Bildungsgeschichte nicht ein und rumort im Unbewußten weiter. Von daher bestimmt es, entweder bewusstseinsfähig, weil integriert, oder aber abgewehrt und unbewußt und damit unkontrolliert, die Antezipierbarkeit und Planbarkeit der Zukunft. Ganz anders nun das räumliche Dort in Opposition zum Hier.

Das Modell der Struktur sozialen Raumes bzw. von Praxisräumlichkeit



Das folgende Schaubild eines eine Seilschaft auf einem verschneiten Gletscher anführenden Bergwanderers soll die Differenz und das Ineinander von sozialer Zeit und sozialem Raum zu veranschaulichen helfen. Dieser Bergwanderer muß ständig mit einer vom Schnee verdeckten Gletscherspalte, im übrigen die Symbolisierung der Achse oben-unten, rechnen, in die zu stürzen mit dem Risiko des Todes verbunden ist. Deshalb muß er für eine evtl. Spaltenbergung durch die hinter ihm Gehenden angeseilt sein wie diese auch. Die Diachronie der Zeit ist hier in der Synchronie des Raumes und auch in der Synchronie des Protokolls symbolisiert in der Linearität der Fußspuren. Sie verkörpern das Vollzogene, während der noch nicht gespurte Schnee für das Vollziehbare und die Zukunftsoffenheit von Entscheidungen steht.



Räumlich gegen das Zeitliche abgegrenzt wird das Hier erst nachträglich mit Bezug auf das Dort, weil dieses von dem Einst der Zeitlichkeit radikal verschieden ist. Das Dort ist in sich nicht mehr aufgespalten wie das Einst in Vergangenheit und Zukunft. Das Dort breitet sich radial um die Positionalität der Lebenspraxis um 360° nach allen Seiten bis zur Horizontlinie aus. Und diese ist nicht absolut festgelegt, sondern perspektivisch abhängig vom konkreten Standpunkt der Positionalität der konkreten Lebenspraxis. Weil das Dort in sich ungeschieden ist, ergibt sich aus ihm auch nicht wie zeitlich aus dem Einst rückwirkend eine scharfe Grenze zwischen der räumlichen Gegenwartigkeit und der räumlichen Nicht-Gegenwärtigkeit. Darin besteht der wesentliche Unterschied zwischen Raum und Zeit, der rückwirkend auf die Nicht-Unterscheidbarkeit von Raum und Zeit für die Gegenwartigkeit kraft der zeitlichen und räumlichen Verschiedenheit der jeweiligen Opposition von Gegenwartigkeit und Nicht-Gegenwärtigkeit projiziert wird. Weil die Grenze zwischen dem Hier und dem Dort nicht rückwirkend markiert ist, muß sie eigens als Grenze zwischen dem Innen (= Hier) und dem Außen (= Dort) einer Lebenspraxis gebildet werden. Diese

Abgrenzung zwischen Innen und Außen stabilisiert erst die Positionalität der Lebenspraxis. Sie ist flexibel verschiebbar, je nach Funktion, und in Abhängigkeit vom Aggregationsniveau der Lebenspraxis. Bezogen auf die Lebenspraxis von Individuen ist die erste und wichtigste Innen-Außenabgrenzung die des Körpers bzw. des Leibes durch dessen Haut. Auf die so abgegrenzte leibliche Positionalität werde ich noch zurückkommen müssen. Weitere, konzentrisch sich erweiternde Abgrenzungen bestehen natürlich in den Schichtungen der Bekleidung, in den Gestaltungen unserer Selbsthaftigkeit bedeutenden Behausung, in unserer Zugehörigkeit zu Vergemeinschaftungen der verschiedensten Reichweiten und Aggregationen, usf.

Die notwendige Abgrenzung von Innen und Außen beginnt mit dem Leib, dessen Innenraum wir gewissermaßen faktisch schon immer bewohnen, wenn wir leben, den wir aber mental gliedern müssen in unserem Selbstbild, wenn wir darin sesshaft werden wollen, d.h. wenn wir unseren Leib als Basis unseres Lebens annehmen. Wer das nicht kann, wird krank oder stirbt.

Vom Leib ausgehend gliedern sich die Innenräume von Lebenspraxis drei-dimensional euklidisch. Unter der Bedingung des aufrechten Ganges konstituiert die Parallelstellung der Augen die Dimension von vorne und hinten, die zu Greifhänden freigestellten Vorderläufe mit der zusätzlichen ausgeprägten Oppositionsstellung des Daumens die dazu orthogonale Dimension von rechter und linker Seite. Rechts ist, wo der Daumen links ist, lernt das Kind. Und schließlich als unmittelbare Realisation des aufrechten Ganges die senkrechte Achse von oben und unten. Die ersten beiden Dimensionen gliedern als profane die Fläche, auf der wir uns als Menschen problemlos bewegen können. Die dritte Dimension hingegen als sakrale gibt die Richtung an, in der wir uns nicht natürlich bewegen können wie manchen anderen Lebewesen es möglich ist, eine Richtung aber, in die sich unsere Sehnsüchte und Ängste entfalten. In fast allen Kulturen wohnen die guten Geister oben und die bösen unten. In den archaischen Kulturen besteht das einfachste Symbol von Religiosität oft darin, die Mitte der Siedlung mit einem aufrechten Stock zu markieren und diese so mit den Guten Geistern in Verbindung zu setzen.

Erst in der Nicht-Gegenwärtigkeit also treten Zeitlichkeit und Räumlichkeit kategorial auseinander, in der Gegenwartigkeit fallen sie als Unmittelbarkeit des krisenhaften Hier und Jetzt ineinander. Aber dieses unmittelbare Hier und Jetzt ist nicht eine ontologische Entität, deshalb auch nicht eine in der physikalischen Zeit und im physikalischen Raum angebbare Meßgröße. Sofern dieses je für eine lebenspraktische Positionalität stehende Hier und Jetzt als eine solche singuläre Meßgröße markiert wird, hat es sich aufgelöst in einen Punkt auf einem physikalisch sowohl räumlichen als auch zeitlichen Kontinuum, ist gewissermaßen perspektivlos und beliebig geworden.

Und wiederum stellt sich für das Hier und Jetzt von dieser Überlegung her die Frage, was seine Unmittelbarkeit konstituiert. Ist es für die Positionalität des organischen Lebens überhaupt kenn-

zeichnend oder nur für die menschliche Lebenspraxis? Was ist der Unterschied zwischen dem Hier und Jetzt der Primaten und dem Menschen? Wahrscheinlich schlicht der, daß es für die Primaten aufgrund des Fehlens der Sprache und der durch sie konstituierten Bedeutungsfunktion eine kohärente, in sich strukturierte Nicht-Gegenwärtigkeit nicht gibt, auf deren Folie erst die krisenhafte Unmittelbarkeit des Hier und Jetzt sich als kategorial eigene Sphäre konstituiert, während sie für die Primaten der platte Lebensvollzug ohne Alternative ist, mit Bezug auf den ein hypothetischer Standpunkt des möglichen Anders-Seins nicht gleichzeitig eingenommen werden kann. Anders ausgedrückt: Die Primaten dürften kein eigenlogisches Zeitbewusstsein haben, in dem dem Hier und Jetzt des sich vollziehenden Lebens die zeitbewusste Rekonstruktion der eigenen und der kollektiv geteilten und objektivierten Vergangenheit sowie der daraus sich ableitende Entwurf der Zukunft gegenübersteht, ein Gegenüberstand, in den die Frage nach dem Woher, aus dem wir kommen und dem Wohin, in das wir gehen, und damit auch die für die Struktur von Religiosität konstitutive Frage nach dem Jenseits auf der Kontrastfolie des Bewusstseins von der Endlichkeit des Lebens, das den Primaten entsprechend ebenfalls fehlen dürfte, eingeschlossen ist. Das Hier und Jetzt der menschlichen Lebenspraxis ist also kategorial aufgrund dieser grundlegenden Differenz zur hypothetischen, sinnlich-anschaulich nicht existierenden Nicht-Gegenwärtigkeit eine eigene kategoriale Ordnung, so wie das X vom P kategorial verschieden ist, aber gleichzeitig diese kategoriale Verschiedenheit erst durch die mit Hilfe der sprachlichen Syntax ermöglichte Vereinigung beider Kategorien in der Proposition erzeugt wird.

Von hier können wir nun besser sehen, daß die physikalische Zeit und der physikalische Raum als solche unabhängig vom konkreten Leben immer schon gegeben sein muß und natürlich nicht das Ergebnis einer mentalen Konstruktion ist. Aber damit wir auf der Ebene der Erkenntnis diese physikalische Gegebenheit begrifflich erfassen, theoretisch durchdringen und entsprechend auch systematisch messen können, das Universum in ein kohärentes raum-zeitliches Koordinatensystem gliedern können, d.h. anders als die Primaten unser jeweiliges erlebbares Hier und Jetzt verallgemeinernd in dieses Universum integrieren können, muß sich ein Zeitbewusstsein in der objektiven, nicht subjektiven Struktur des hier gekennzeichneten Modells sozialer Zeit und sozialen Raums konstituiert haben. Ohne das würden wir nicht über die Kategorien zur Erfassung der physikalischen Zeit und des physikalischen Raums verfügen. Bezüglich der Newton'schen Physik war Kants These der kategorialen Getrenntheit von Raum und Zeit als transzendentalen Formen der reinen Anschauung berechtigt, aber bezogen auf die menschliche Lebenspraxis als Gegenstand und als Subjekt der Erfahrungswissenschaften trifft sie nicht mehr zu. Dafür ist viel mehr die kategoriale Dichotomie von Gegenwärtigkeit und Nicht-Gegenwärtigkeit zentral, auf deren einer Seite Zeitlichkeit und Räumlichkeit ineinanderfallen, auf deren anderer Seite sie erst auseinander treten aufgrund der Trennungsfunktion dieser Dichotomie, die der Trennungsfunktion des

Modus von Krise und von Routine analog ist. Hinter dieser Trennungsfunktion steht letztlich die erst sequenzanalytisch zur Geltung zu bringende Zweifachheit der Strukturierung des Vollzugs von Lebenspraxis an jeder Sequenzstelle: Auf der einen Seite ist jede Sequenzstelle markiert als eine durch den je vorausgehenden Vollzug erzeugte Eröffnung von Möglichkeiten, also als Möglichkeitsraum, auf der anderen Seite durch einen Vollzug einer dieser Möglichkeiten zur Wirklichkeit hin. Erst wenn wir – wie in der Sequenzanalyse – beide dieser Ebenen gleichzeitig - unter der Bedingung ihrer kategorialen Getrenntheit – betrachten, sind wir in der Lage die innere Gesetzlichkeit lebenspraktischer Vollzüge zu erschließen und nicht nur ihre manifesten Wirkungen oder Expressionen zu beschreiben.

Daß im lebenspraktisch erfahrbaren Hier und Jetzt Raum und Zeit unterschiedslos ineinander fallen, ist also letztlich eine Funktion der objektiven spezifischen Sequentialität sprachlich vermittelter Sozialität. Sequentialität ist gewissermaßen das gemeinsame Dritte von Raum und Zeit in der objektiven Struktur von Sozialität. Auf Sequentialität hin transformieren sich soziale Zeit in sozialen Raum und sozialer Raum in soziale Zeit. Unsere Identität als Subjekte ermöglicht sich erst durch diese wechselseitigen Transformation, denn bezogen auf die objektive sinnstrukturierte Sequentialität unserer Lebensgeschichte bleiben wir uns aufgrund zeitlicher Kohärenz gleich, auch wenn wir ständig den Raum wechseln, und aufgrund räumlicher Kohärenz, wenn wir mit der Ungleichzeitigkeit verschiedener Handlungsstränge gleichzeitig konfrontiert sind.

Das Jetzt der Gegenwärtigkeit ist äußerst flüchtig. Sobald wir es reflektieren wollen, ist es immer schon entschwunden und wir bedürfen zur Vergegenwärtigung der Protokolle, in denen es als Vergangenheit fixiert worden ist. Das Hier der Gegenwärtigkeit dagegen ist auf Dauer und Ausgedehnthet hin angelegt. Denn wir können in unserem je aktuellen Hier nicht immer in der Fremde sein, sondern müssen über eine Sesshaftigkeit verfügen. Deshalb muß sich als Konstitutionsbedingung von Identität das räumlich Gegenwärtige des Hier im Normalfall auf unseren stabilen Innenraum der Sesshaftigkeit beziehen. An der Wurzel ist das die Kontinuität der Positionalität unseres Leibes, den wir als Subjekte bewohnen und den wir als leibliches Ich annehmen müssen. Wir können ihn uns nicht aussuchen und ihn nicht austauschen. Später wird das die Vertrautheit unserer physischen, psychischen und sozialen Innenräume. Um die aus der Frage nach dem Woher und dem Wohin resultierende Frage danach, wer wir unverwechselbar und in der unvermeidbaren Sequentialität unserer Lebenskurve gleichbleibend sind, unser Selbst integriert zusammenhaltend beantworten zu können, müssen wir uns – unter der Voraussetzung der für ein Zeitbewusstsein konstitutiven Opposition von Gegenwärtigkeit und Nicht-Gegenwärtigkeit - unsere Vergangenheit rekonstruierend vergegenwärtigen und erinnern können, d.h. die äußerste Flüchtigkeit unserer krisenhaft und nicht nur routinisiert erfahrenen Jetzt zu-

rückrufen können. Aber um uns in dieser Weise erinnern und die Flüchtigkeit der Jetztzeit fixieren zu können, benötigen wir eine Sesshaftigkeit und Dauer verbürgendes Hier. Während also im Hier und Jetzt der Unmittelbarkeit der Krise – und ich erinnere daran: subjektiv, d.h. bewußt, erfahren wir das objektiv gegebene Unmittelbare nur in der manifesten Krise, nicht in der Routine – soziale Zeit und sozialer Raum unterschiedslos in die Gemeinsamkeit einer Sequenzstelle zusammenfallen, treten sie in der Nicht-Gegenwärtigkeit als die äußerste Differenz von Flüchtigkeit und von Permanenz auseinander. Ich betone noch einmal, dies alles ist nicht zu gewinnen aus einem wissenssoziologischen Modell einer auf die Funktion subjektiver Metrisierung physikalischer Zeit und physikalischen Raums zurückgehenden sozialen Typisierung dieser Metrisierung, sondern nur aus der Explikation einer objektiven Struktur von sozialer Praxiszeit und sozialer Praxisräumlichkeit in der Sequentialität von objektiv gegebener Sozialität.

Mead als einer der wichtigsten, aus dem Pragmatismus hervorgegangenen Theoretiker des Primats der objektiven Struktur von Sozialität vor der Subjektivität, ist in seinen Überlegungen zur sozialen Konstitution des Selbst in diesen objektiven Strukturen der Sozialität zwangsläufig in die Argumentation einer Zeittheorie hineingeraten. Bevor ich in einem kurzen Exkurs darauf eingehe, eine Vorbemerkung darüber, inwiefern Mead gerade in Deutschland als Sozialpsychologe einer objektiven Struktur von Sozialität missverstanden worden ist. So wie ich hier, unausgeführt, die ganze Zeit ein Modell von Sozialität unterstelle, das schon, z.B. in der sozialisatorischen Praxis, als je gegeben unterstellt werden muß, damit Subjektivität sich konstituieren kann, und in dem gerade nicht, wie in den Handlungstheorien elementaristisch und letztlich auch reduktionistisch auf der Folie eines immer schon als je gegeben unterstellten rational sprach- und handlungsfähigen Subjekts sich aus dem Verhalten durch Hinzufügung subjektiv gemeinten Sinns Handeln ergibt und daraus wiederum durch rationale Koordination soziales Handeln, aus den Aktionen sich Interaktionen ergeben, argumentiert auch Mead, seine Position für deutsche Leser mißverständlich als die eines Sozialbehaviorismus bezeichnend, im Sinne einer Theorie der Konstitution von Subjektivität in den objektiven Strukturen von Sozialität.

Nicht elementaristisch:

| | | |
|---|--|--------------------|
| Verhalten | | Organismus |
| Handeln → Verhalten + Sinn | | ↓ Subjekt |
| soziales Handeln → Koordination von Einzelhandeln | | ↓ Verständigung |

Sondern holistisch:

| | | |
|-------------------------|--|---|
| Sozialität, Kooperation | | Sozialität, Reziprozität |
| ↓ Einzelhandeln | | ↓ Konstitution des Subjekts (Interessen) |
| | | ↓ Konsensbildung |

(Der Pfeil steht jeweils für die Ableitungsrichtung)

Bezogen darauf ist es geradezu ein Witz, G.H. Mead zum Vater des symbolischen Interaktionismus zu deklarieren. Denn das Wort Interaktion kommt bei Mead gar nicht vor, es ist ein Begriff bzw. ein Terminus, der in seine Theorie bzw. in seine Begrifflichkeit gar nicht hineinpasst. Interaktion präsупponiert nämlich als Wort, daß es sich dabei um Gebilde handelt, die sich aus Aktionen zusammensetzen, aus etwas also, was für sich schon zuvor existieren mußte, so wie Cities schon existieren müssen, damit man sie durch Intercities verbinden kann. In meinem Ansatz sind umgekehrt Aktionen, also Einzelhandlungen begrifflich immer schon Abstraktionen dessen, was gegenständlich gegeben ist: nämlich Sozialität bzw. Interaktionen. Mead spricht denn auch stattdessen immer vom sozialen Akt, oder vom kooperativen Akt⁵. Ebenso verhält es mit dem Begriff der Intersubjektivität. Auch dieses Wort suggeriert etwas Falsches, daß sich nämlich die Intersubjektivität durch Koordination aus jeweils schon gegebenen Einzelsubjektivitäten zusammensetzt. Auch dies ein Begriff, der von Mead selbst nicht gebraucht wird. Entsprechend falsch ist die Mead-Interpretation von Hans Joas schon von ihrem Buchtitel her: „Praktische Intersubjektivität“.

Mead also benötigt in seiner Theorie der objektiven Struktur von Sozialität und der aus ihr abgeleiteten Theorie der sozialen Konstitution des Selbst eine Zeittheorie, allein deshalb schon, um für die Dialektik der schon erwähnten „I-me-relationship“ das komplizierte Verhältnis von Gegenwärtigkeit der Spontanitätsinstanz des „I“ und der Vergangenheit von deren Vollzug voraussetzender vergegenwärtigender Bestimmung des „me“ artikulieren zu können, worin dann in der Gleichzeitigkeit einer der Vergegenwärtigung strukturell zugrundeliegenden Gegenwart und einer den Inhalt dieser Vergegenwärtigung ausmachenden Vergangenheit sowie einer daraus folgenden Zukunft des bestimmten „me“, die Nicht-Gegenwärtigkeit der Konstruktion fixiert ist. Deshalb hat er seine berühmte Schrift „Philosophy of the Present“ verfasst, die mit einem gewissen Recht, um dem Inhalt dieser Schrift gerecht zu werden, mit „Philosophie der Sozialität“, auf Vorschlag im übrigen nicht von Joas, sondern von Hannsfried Kellner hin, ins Deutsche übersetzt worden ist. Allerdings ist dabei nicht expliziert worden, was diese Übersetzung rechtfertigt, ja geradezu erzwingt. Im Deutschen nämlich zerfällt das, was im Englischen mit „Present“ umfasst wird, in drei ganz verschiedene Aspekte, die für unseren Argumentationsgang zentral sind. Zum einen den zeitlichen Aspekt der Gegenwart, im Deutschen das „Präsens“, zum anderen den räumlichen Aspekt der Anwesenheit, im Deutschen die „Präsenz“ und schließlich drittens den abstrakt sozialen, oder eben die Sequentialität betreffenden Aspekt der Anwesenheit der Totalität der ganzen

⁵ Ich war ganz beglückt, als ich im gerade auf Deutsch erschienenen neuen Roman von Philipp Roth („Exit Ghost“) auf S. 153 in einem berührenden Dialog zwischen einem alternden Schriftsteller und einer von ihm begehrten jüngeren Schriftstellerin folgende Stelle fand:

SIE: Das stimmt. Ich habe sonst keine Interaktionen wie diese (*mit Ihnen, Verf.*)

ER: Müssen Sie dieses Wort gebrauchen? Sie sind doch Schriftstellerin – streichen Sie das Wort „Interaktion“ aus Ihrem Wortschatz.

Person, symbolisiert oder repräsentiert im passenden Geschenk, im Deutschen das „Präsent“. Man müßte also wörtlich ins Deutsche übersetzen: Philosophie des Präsens, der Präsenz und des Präsentis. Die drei Bedeutungen beziehen sich auf die zentralen Eigenschaften einer sich vollziehenden lebenspraktischen Sozialität.

IX. Protokoll als Verräumlichung

Zu dieser kategorialen Differenz von Gegenwärtigkeit und Nicht-Gegenwärtigkeit steht nicht nur die Unterscheidung von Krise und Routine sowie von Wirklichkeit und Möglichkeit in Parallele, sondern auch die von Praxis und Wissenschaft. Natürlich ist jedes wissenschaftliche Handeln als in der Zeitlichkeit sich vollziehendes Handeln auch eine Praxis. Aber analog zum Spiel der sich bildenden Subjekte in ihrer Ontogenese ist es eine paradoxe, weil desinteressierte, von der gemeinsamen Verpflichtung auf die regulative Idee der Wahrheit und die Logik des besseren Argumentes in der dialogischen Sequentialität von *Propositio* und *Oppositio* geleitete Praxis, in der qua Forschung potentielle Krisen der zukünftigen Praxis durch Falsifikation von Konjekturen, möglichen Annahmen, simuliert werden. Also eigentlich eine unpraktische Praxis: nämlich die Geltung von möglichen Erkenntnissen um ihrer selbst willen methodisiert zu überprüfen.

Methodisierte Geltungsüberprüfung muß in den Erfahrungswissenschaften die Prinzipien von Objektivität und Intersubjektivität erfüllen, d.h. sie muß sich auf unabhängig von den zu überprüfenden Annahmen nachweisbare Erfahrungstatsachen berufen können und sie muß diese Konfrontation mit den Erfahrungstatsachen für alle Forscher nachvollziehbar bzw. wiederholbar machen. In der objektiven Hermeneutik drücken wir das so aus: Intersubjektivität wird methodisch nicht dadurch erfüllt, wie es häufig dargestellt wird, daß wir in unseren Wahrnehmungsurteilen übereinstimmen. Das müssen wir ohnehin unterstellen in der prinzipiellen Vorannahme der Verlässlichkeit von Wahrnehmungsurteilen als Bedingung dafür, daß wir ein einzelnes Wahrnehmungsurteil kritisieren können. Das macht also noch nicht die für die Forschung geforderte Intersubjektivität aus. Diese stellt sich viel mehr erst dadurch her, daß wir unsere an einer singulären Raum-Zeit-Stelle in einem Wahrnehmungsakt der Praxis gemachte Beobachtung protokollieren. Erst wenn wir über ein Protokoll verfügen, ist die Wiederholbarkeit einer Analyse gesichert. Denn mit einem Protokoll treten wir aus der Unmittelbarkeit des Hier und Jetzt der Praxis-Raum-Zeitlichkeit einer Beobachtung heraus in die Sphäre der Routine. Ein Protokoll können wir gewissermaßen in die Schublade legen und jederzeit für eine erneute Analyse wieder herausholen. Demgegenüber ist eine Beobachtung, als Wahrnehmungsakt der Flüchtigkeit des Hier und Jetzt verhaftet, für eine Methode der Geltungsüberprüfung als solche gänzlich unerheblich. Relevant wird sie erst, wenn sie protokolliert worden ist. Eine Vergegenwärtigung dieser Beobachtung

durch Erinnerung ist schon eine Protokollierung, wenn auch im Vergleich zu einer gerätevermittelten Aufzeichnung eine sehr schlechte. Diese Bedingung für methodische Geltungsüberprüfung teilen alle Erfahrungswissenschaften miteinander. Ich kann also die Faszination, die manche Soziologen und Feuilletonisten aus Luhmanns Betonung der Beobachtung zweiter Ordnung beziehen, überhaupt nicht teilen, weil sie meines Erachtens nur eine Komplizierung in der Praxis selbst betrifft, die für die Methodologie der Geltungsüberprüfung vollständig bedeutungslos ist. Worauf es methodologisch einzig ankommt, ist die Protokollierung einer Beobachtung. Und wenn diese Protokollierung als Beobachtung zweiter Ordnung interpretiert wird, dann fehlt ihr eben die Strenge einer Protokollierung und verbleibt qua Protokoll auf der schlechten Stufe der bloßen Erinnerung.

In der objektiven Hermeneutik betonen wir diese kategoriale Differenz von Beobachtung und Protokoll. Die methodische Geltungsüberprüfung kann die Grenzen des Protokolls grundsätzlich nicht überschreiten und sich etwa direkt auf die protokollierte Wirklichkeit selbst, die beobachtet wird, berufen. Denn diese protokollierte Wirklichkeit ist aufgrund der Flüchtigkeit ihres Vollzugs schon immer verschwunden. Wir können ein Protokoll nicht mit dem direkten Verweis auf die protokollierte Wirklichkeit kritisieren, sondern immer nur durch ein konkurrierendes Protokoll davon.

Das Protokoll, so haben wir ausgeführt, tritt aus der Praxis-Raum-Zeitlichkeit immer schon heraus, es ist deswegen aber eben nicht so sehr raumlos wie eher zeitlos. Aus dieser Feststellung ergeben sich interessante Folgen. Generell gilt natürlich – geradezu trivial – , daß das Verhältnis von Gegenwärtigkeit und Nicht-Gegenwärtigkeit in zeitlicher Hinsicht diachron liegt und in räumlicher Hinsicht synchron. Das wird schon weniger trivial, wenn man sich klar macht, daß die Protokollierung räumlicher Verhältnisse, z.B. in Form von Bauplänen oder Landkarten, für sich genommen, ohne den Rekurs auf zusätzliche Kontextinformationen nicht erkennen läßt, ob es sich um eine protokollierte Wirklichkeit handelt, die schon lange vergangen ist, die gegenwärtig noch existiert oder die erst für die Zukunft geplant ist, wohingegen die Protokollierung zeitlicher Abläufe es erfordert, deren Sequentialität im Protokoll selbst zum Ausdruck zu bringen.

Aber wie verhält es sich mit der zeitlichen Diachronie und der räumlichen Synchronie zur Sequentialität von Praxis. Wir können z.B. Pfade, Wege, Flußläufe etc, problemlos in synchronen Plänen bzw. Protokollen darstellen. Wir lesen dann, wie beim Kartenlesen, diese Darstellungen so, daß wir dabei die in Temporalität sich realisierende Sequentialität imaginieren. Aber wie gehen wir mit der Protokollierung von realer Zeitlichkeit um? Deren Sequentialität verbraucht ja gewissermaßen Zeit. Diesen Zeitverbrauch markieren wir z.B. bei der Verschriftung von Tonband- oder Videoaufnahmen häufig am Rande des Transkripts oder mit Zeitangaben z.B. für Pausen im Transkript. Aber in gewisser Weise sind solche Transkripte schon als Notationen Verräumli-

chungen von Zeit, analog dazu, daß auch die maßstabsisomorphen Distanzen auf Raumplänen sich in Zeitverbrauch einfach umrechnen lassen.

Aber wie verhält es sich, wenn wir diese Notationen nicht in Sprache vornehmen können, die in der Wirklichkeit gesprochen und aufgezeichnet wurde, sondern es sich um außersprachliche Handlungsverläufe handelt.

Wir stoßen hier auf das für die Protokollierung von Wirklichkeit, also die Erhebung von relevanten Daten, gar nicht triviale Problem des Verhältnisses von Aufzeichnung und der Notation der Aufzeichnung. Denn die Aufzeichnung kann zwar direkt zu einer Notation führen wie bei den an Messgeräte direkt angeschlossenen Schriftwalzen. Sie kann aber wie bei elektronischen Aufzeichnungen typischerweise an die Realzeitlichkeit einer Wiedergabe gebunden bleiben und muß dann notiert werden, damit man sie lesen kann. Würde man sie nur als realzeitliche Wiedergabe sinnlich wahrnehmen, würde man nur die Beobachtung wiederholen, ohne ein lesbares Protokoll vor sich zu haben. Das ist genau das Problem, das der Sozialforscher vor sich hat, wenn er Videographien als Daten auswerten muß. An ihnen läßt sich alles was aus Sprechhandeln besteht, problemlos in Notation überführen, weil die Schriftsprache als solche ein hervorragendes Notationssystem ist, das die menschliche Praxis selbst ausgebildet hat. Aber alles andere, vor allem die aufgezeichneten optischen Impulse, lassen sich nicht gut notieren. Bei Klängen, die als musikalische Töne mit Bezug auf die Physikalität der Obertonreihe grundsätzlich bestimmbar sind, ist eine analoge Notation, wie der Name schon sagt, durch die Notenschrift möglich. Aber bei bewegten Bildern verfügen wir über solch ein zugleich äußerst wirksam abkürzendes System nicht. Wir können sie höchstens durch abkürzende bildliche Darstellungen behelfsmäßig notieren, etwa in story-books. Man kann also vorsichtig verallgemeinern: Lesbarkeit ist privilegiert gebunden an die Wahrnehmung durch das Auge, entsprechend müssen Aufzeichnungen für das Auge – oder im Falle von Blindheit für den Tastsinn - notiert sein, damit man sie sequenzanalytisch unabhängig von der Realzeit der sinnlichen Wahrnehmung der Aufzeichnung auswerten kann.

Was zeigt sich daran? Ganz offensichtlich ist die Schriftsprache nicht nur ein geeignetes System der Notation mündlicher Sprache, sondern ein algorithmisch geregeltes Gebilde, in dem die Sprache in ihrer Potentialität überhaupt erst zu sich selbst kommt. In jener Potentialität nämlich, die die Sprache zum eigenlogischen Medium der Kritik und des Urteilens dadurch macht, daß sie Wirklichkeit nicht nur wie ein Aufzeichnungsgerät protokolliert, sondern zugleich interpretiert und erschließt, indem sie, wir kennen das schon, die X.e durch Prädikate bestimmt und diese Prädikate als Wortzeichen, wesentlich unterstützt durch die Erzeugung von komplexen Beziehungen mit Hilfe der Syntax, auf ein Begriffsallgemeines, auf eine hypothetische Konstruktion von Welt verweisen, an denen die X.e des Hier und Jetzt vergleichend gemessen werden. Mit Hilfe der Schriftsprache machen wir uns vom Hier und Jetzt der mündlichen Rede vor allem

dadurch unabhängig, daß wir die Bedeutung des Gesagten aus dem konkreten außersprachlichen Kontext der Rede herausheben, kontextunabhängig gewissermaßen verewigen. Schriftsprachliche Ausdrucksgestalten sind in dieser Hinsicht autonome, selbstreferentielle Gebilde, nicht nur Gebilde, die Selbstreflexion ermöglichen, sondern die Selbstreflexion unabhängig vom praktischen Vollzug je schon objektivieren. Die Kraft der Sprache, Wirklichkeit zu erzeugen, wird durch Schriftlichkeit in einem unglaublichen Maße potenziert. Denken Sie nur an die Folgen des Buchdrucks, der seinerseits eine Potenzierung dieses Potentials bedeutet. Es ist ein großer Unterschied, ob die für eine Vergemeinschaftung konstitutiven Herkunftsmymen in mündlichen Riten reproduziert werden oder als schriftlich fixierte Erzählungen zur Verfügung stehen. Die monotheistischen Religionen und die von ihnen freigesetzte Rationalisierungsdynamik ist ohne die Voraussetzung der Schriftlichkeit von Kulturen schlechterdings nicht denkbar, allein deshalb schon nicht, weil das Offenbarungsproblem des aufgrund seiner Allmacht und Einzigkeit unerbürbaren Gottes sich ohne diese Schriftlichkeit nicht lösen ließe. Kurz: Sprache als das abstrakt-algorithmische Ausdrucksmaterial, das überhaupt erst die Bedeutungsfunktion konstituiert, eröffnet per se die das Hier und Jetzt transzendierende Welt der Möglichkeiten und der hypothetischen Konstruktionen. Deshalb sind versprachlichte Praxisformen auch so einfach zu protokollieren, denn sofern sie als solche schon schriftlich vollzogen wurden, haben sie sich dadurch schon selbst unmittelbar methodisch verwendbar protokolliert, sofern sie mündlich verliefen, lassen sie sich leicht durch Tongeräte aufzeichnen und dann sehr leicht notieren, d.h. transkribieren und auf dieser Grundlage lesen.

Notationen müssen also, damit sie Aufzeichnungen zu lesbaren Protokollen machen, immer eine Verräumlichung der Zeit, eine Umformung von Diachronie in Synchronie herbeiführen. Schriftlichkeit der Sprache bewerkstelligt das in idealer Weise. Die darauf basierende Formalisierung von Bedeutungszusammenhängen führt eine weitere Verdichtung und Potenzierung der Verräumlichung herbei. Einen dramatische Text zu lesen, ermöglicht es, in ihm hin und her zu springen, zurück- und vorzublättern, vor allem aber, wichtig für den Sequenzanalytiker, vollkommen unabhängig von der Realzeit des Sprechens, also ohne Zeit- und Handlungsdruck Schritt für Schritt vorzugehen, je nach Anforderung der Präzisionsstandards für die auswertende Analyse. Eine Aufführung des Textes auf der Bühne dagegen bedeutet die Rücküberführung dieser Verräumlichung in eine Praxiszeit, die ihrerseits wieder, als diese Praxis der Aufführung, durch eine Aufzeichnung protokolliert werden kann.

Was zeigt uns das? Daß die durch Sprache konstituierte Sinnstrukturiertheit menschlicher Praxis sich durch eine naturwüchsige algorithmische Sequentialität auszeichnet, die in sich abstrakt ist,

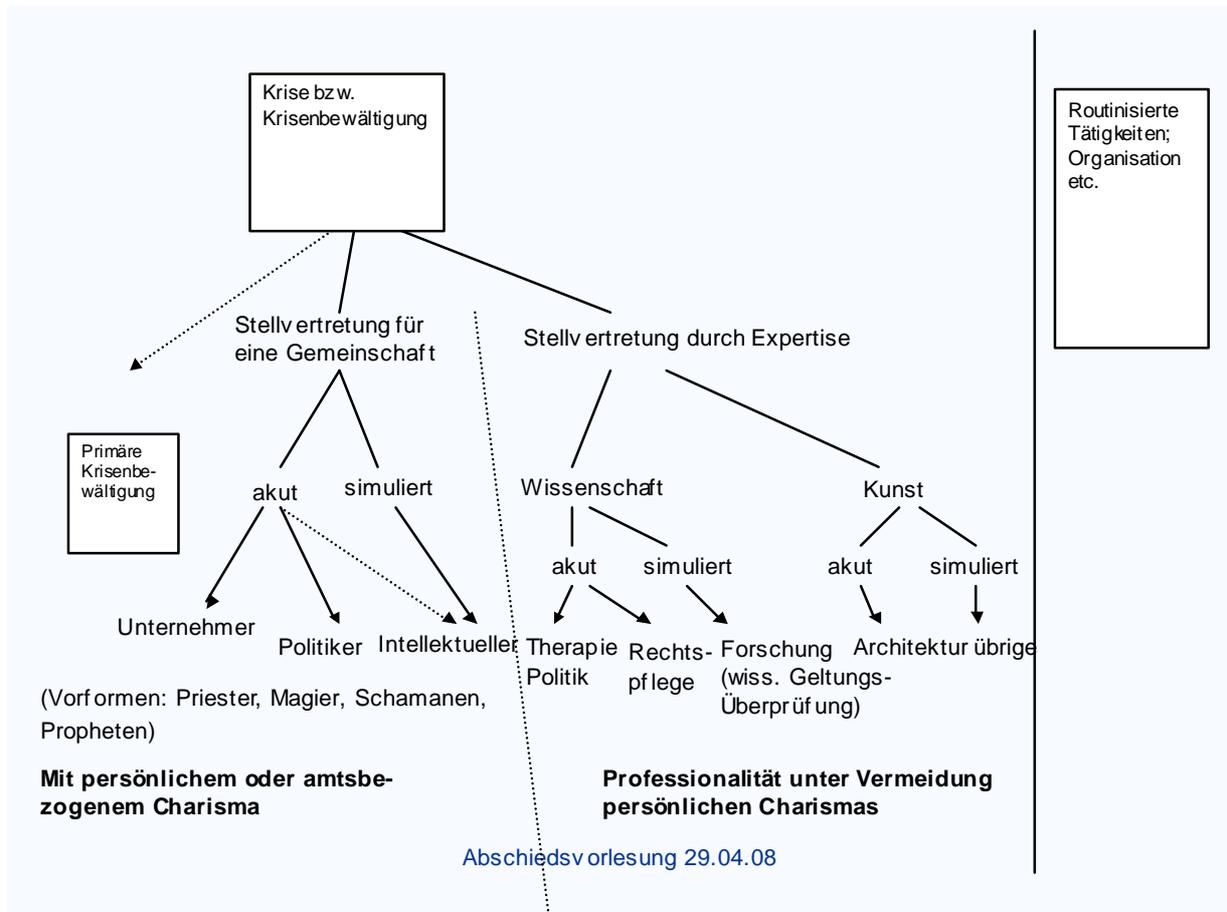
nicht sinnlich wahrnehmbar⁶. Durch diese Sequentialität erst treten Hier und Jetzt, Gegenwärtigkeit einerseits und Nicht-Gegenwärtigkeit, hypothetische Welt andererseits, Krise und Routine also, kategorial auseinander. Die als Krise subjektiv erfahrbare Unmittelbarkeit als solche entzieht sich unserem methodischen Zugriff grundsätzlich, diese Erfahrung ist flüchtig. Wir können sie zum Gegenstand einer methodisierten erfahrungswissenschaftlichen Forschung nur in dem Maße machen, in dem es uns gelingt, Protokolle oder Ausdrucksgestalten dieser Krisenerfahrungen zu erheben und zu sammeln. Erinnerungen oder Erzählungen davon sind unmittelbar begleitend entstehenden, die Krisenerfahrung und –bewältigung objektivierenden Ausdrucksgestalten weit unterlegen. Standardisiert erhobene Daten taugen dafür überhaupt nicht. Am besten also sind solche Daten, die – sei es als Dokumente oder Ausdrucksgestalten aus der zu untersuchenden Realität selbst oder – besser noch – als gerätevermittelte Aufzeichnungen und deren Notationen - die naturwüchsige Sequentialität der protokollierten Praxis selbst unverkürzt verkörpern. Aufgrund dieser Sequentialität läßt sich dann auch an den Stellen, an denen die potentielle, immer mögliche Krise subjektiv nicht erfahren und dadurch auch nicht manifest geworden ist, an denen insofern also der Verlauf routinisiert sich vollzieht, dennoch das Verhältnis von Krise und Routine explizit als Basis jeglicher Erschließung der inneren Gesetzlichkeit von fallspezifischer Praxis zur Geltung bringen.

X. Forschungsstrategische und theoretische Folgerungen daraus.

Ich möchte nun, damit der Eindruck der Glasperlenspielerei, der möglicherweise aufgrund der unvermeidlichen Abstraktheit und Allgemeinheit der Ausführungen bisher entstanden ist, wenigstens ein wenig getrübt wird, einige Implikationen kurz beleuchten, die sich für uns für die Forschungspraxis daraus ergeben haben.

Zunächst in einem vereinfachten Schaubild ein grober Vorschlag für die Differenzierung sozialwissenschaftlicher Forschungsgegenstände nach dem Kriterium der Zugehörigkeit zur Sphäre der Krise oder der Routine:

⁶ Allerdings ist nicht zu vergessen, daß die Sequentialität der in der Notenschrift fixierten musikalischen Ausdrucksgestalt sich hierzu analog verhält, nur mit der systematischen Differenz, daß der der einzelnen Note korrespondierende Ton oder Klang im Unterschied zu den Sprachzeichen nicht selbst semantisiert, d.h. Träger von Bedeutung ist.



1. Es wurde schon angedeutet, daß mit der Sequenzanalyse, die zwingend zur Differenzierung des Verhältnisses von Krise und Routine an jeder Sequenzstelle führt, zugleich die Praxisperspektive, für die – anders geht es gar nicht – die Krise der Grenzfall und die Routine der Normalfall sein muß, sich umkehrt in die struktur- und sequenzanalytische wissenschaftliche Perspektive, wonach die Krise der Normalfall und die Routine der daraus abgeleitete Grenzfall ist. Entsprechend dieser Perspektive verliert auch der Rationalitätsbegriff der Handlungstheorien seine konstitutions-theoretische Bedeutung. Denn die Krisenlösung ist im Moment ihrer Emergenz bzw. Entstehung weder rational noch irrational, sie ist vor allem auch nicht rational planbar, sondern sie erfolgt in der Hoffnung auf Begründbarkeit. Ob sie das ist, wird erst die Zukunft erweisen.

2. Aus der Sicht dieser Heuristik gewinnt Max Webers Typus der charismatischen Herrschaft enorm an Bedeutung. Der darin enthaltene Prozeß von krisenhaft erzeugter Außeralltäglichkeit und ihrer Veralltäglichung im Prozeß der Bewährung der Krisenlösung ist nichts anderes als die Überführung von Krise in Routine in einem dynamischen Modell, in dem die Krise der Normalfall und die Routine der Grenzfall ist. Man muß nur das Charismakonzept ein bisschen verallgemeinern. Dann läßt sich die charismatische Herrschaft in einem allgemeinen pragmatischen Ablaufmodell der Charismatisierung von Praxis als Phasenfolge darstellen. Der Charismatiker ist diejenige Lebenspraxis, die mit Bezug auf eine Gemeinschaft entweder eine Krise richtig diagnostiziert oder wirksam herbeiredet. Schon dafür muß er sich mit dem Verweis auf seine außeralltäg-

liche Befähigung eine Gefolgschaft verschaffen, die bereit ist, ihr Alltagsgeschäft für die Aufnahme der charismatischen Rede zu unterbrechen. Sodann muß diese Gefolgschaft den Charismatiker für befähigt halten, eine wirksame Lösung der Krise praktisch herbeiführen oder doch zumindest konzipieren zu können. Diese Krisenlösung muß sich in the long run bewähren. In dem Maße, in dem sie das tut, wird sie zur Routine. Wesentlich ist an diesem Modell, daß der Charismatiker bzw. das Charismatische in seiner bzw. ihrer Außeralltäglichkeit weder der historischen Vergangenheit noch der herausgehobenen Herrschaft vorbehalten ist, wie manche Max Weber lesen, sondern immer dann, wenn Krisen zu bewältigen sind, gewissermaßen als der strukturelle Optimismus des habituellen Prinzips „Im Zweifelsfalle wird es gut gehen“, wirksam wird, auch in der Selbstcharismatisierung des unauffälligen individuellen Entscheidungsprozesses. Sowohl für Webers universalhistorischen Rationalisierungsprozeß als auch für Horkheimers und Adornos Dialektik der Aufklärung gilt gleichermaßen, daß sie einerseits den universalhistorischen Prozeß nicht nur als Veränderung, sondern als auf eine Zunahme von formaler gegenüber materialer Rationalität bzw. des stählernen Gehäuses der Hörigkeit und der instrumentellen Vernunft im Dienste der bloßen Selbsterhaltung gerichtete Entwicklung diagnostizieren, daß sie aber andererseits gleichermaßen diese Gerichtetheit nicht teleologisch mit geschichtsphilosophischer Notwendigkeit versehen, sondern für diesen Prozeß der Routinisierung und Veralltäglicung die außeralltäglichen krisenhaften Aufbrüche antezipieren, in denen die Krisenbewältigung durch Charismatisierung die Erzeugung des unvorhergesehen Neuen erzwingt.

3. Entsprechend liefert uns die Heuristik von Krise und Routine einen Ansatz für das schwierige Problem der Erklärung der Entstehung des Neuen und damit einen dritten Weg durch das Dilemma der alten, unbrauchbaren neukantianischen Dichotomie von Gesetzes- und Wirklichkeitswissenschaften hindurch. Während für jene das Neue als Neues sich reduzierte auf das wissenschaftlich noch nicht Erklärte, Unbekannte, und ansonsten durch die Subsumierbarkeit unter die Naturgesetze sein Neues schon immer eingebüßt hatte, behielt für letztere das Neue seine Eigenschaft mystifiziert um den Preis der Nicht-Erklärbarkeit durch Gesetze und der bloßen Erzählbarkeit. Im pragmatisierten Schema der verallgemeinerten Charismatisierung als einer Prozessualität der Krisenbewältigung hätten wir stattdessen etwas zur Hand, mit dem zwar das zukünftige Neue von seinem Inhalt her nicht prognostiziert werden kann, jedoch für dessen Entstehung seiner Bedingung der Möglichkeit nach der gesetzmäßige Erzeugungsmechanismus angegeben werden kann. Die Entstehung des Neuen ist dann nicht mehr die große Ausnahme, sondern der permanente Normalfall der Strukturtransformation, so wie in der lückenlosen Sequenzanalyse die reale Sequenz von Handlungen und Äußerungen immer als der Normalfall der Transformation erscheint, mit Bezug auf den der Grenzfall der Reproduktion von Strukturen dann eigens dadurch nachgewiesen sein muß, daß ein identischer sequentieller Verlauf derselben

Fallstruktur zu einem anderen Zeitpunkt im Material belegt wird. Demgegenüber erweist sich der statisch-komparative Ansatz des Vergleichs von zu Zeitreihen zusammengestellten Momentaufnahmen der Messung von Systemzuständen als Wesensverkehrung. Hier wird der Grenzfall der Statik der Messwertekonfiguration artefiziell zum Normalfall und der faktische Normalfall der Transformation nur noch als Veränderung vergleichbarer Messungen von Zeitpunkt zu Zeitpunkt angezeigt, aber nicht wirklich als Prozeß protokolliert. Entsprechend stehen denn auch in den sozialwissenschaftlichen Bibliotheken die Analysen sozialen Wandels gewissermaßen vor die Klammer gezogen in einer eigenen Abteilung und indizieren, daß dieser Gesichtspunkt eigens von außen an die statistisch-komparativ durchgeführten Analysen herangetragen werden muß. Die Sequenzanalyse dagegen wendet sich dem Prozeß direkt, ohne Umschweife zu, analysiert dessen Dynamik. Entsprechend erscheint ihr der Gegensatz von Statik und Dynamik ganz anders als der statisch-komparativen Analyse. Statik einer Fallstruktur im Sinne ihres reproduktiven Sich-Gleich-Bleibens kann dann sich erweisen als das Ergebnis einer höchst dramatischen, aufwendigen Dynamik. Deshalb kann die der Polarität von Krise und Routine folgende Sequenzanalyse auch als Exemplifizierung einer wahrhaft dialektischen Methode gelten, für die die Prozessualität des Überganges von A nach Nicht-A in einer steten Polarität von Spannungen ja im Zentrum zu stehen hat.

4. Webers drei reine Typen der legitimen Herrschaft, worin er seinen Charismabegriff entfaltet, sind häufig zumindest implizite in eine historische Stufenfolge gebracht worden, in der die charismatische Herrschaft am Anfang steht und die traditionale und legale ihr dann folgen. Das ist nicht ganz falsch, aber vor allem nicht ganz richtig. Denn eine historische Stufung von traditionaler zu legaler Herrschaft ist grob typologisch durchaus richtig, eine regressive Umkehr legaler zu traditionaler Herrschaft ist schwer vorzustellen und historisch langfristig denn wohl auch kaum nachzuweisen. Die charismatische Herrschaft dagegen steht zwar am Anfang eines jeden politischen Krisenbewältigungsprozesses, aber das gilt, weil Krisenbewältigung nicht auf frühe geschichtliche Epochen beschränkt ist, in Permanenz. Und deshalb ist die charismatische Herrschaft wie der Charismatisierungsprozeß nicht etwa eine irrationale Arabeske wilder, rational ungezügelter Vorzeiten, sondern eine Transformationsphase, die immer wieder, krisenbedingt, emmergiert und insofern der traditionellen und legalen Herrschaft gleichermaßen zeitlos gegenübersteht. Entscheidend ist nämlich an der Charismatisierung, daß der als charismatisch von seiner Gefolgschaft Interpretierte (und sei es die Selbstgefolgschaft von Teilen des Selbst in der Selbstcharismatisierung) zwar für seine Krisenlösungsvorschläge keine allgemein gültige Begründungsargumentation zur Verfügung hat außer dem Verweis auf sein charismatisches Potential, durch welche wahrnehmbaren Erhöhungsanzeichen auch immer gestützt, aber dennoch darin sich einer überpersönlichen, den Augenblick der charismatischen Erscheinung transzendierenden Gel-

tungsbasis und –macht, eben einer letztlich überpersönlichen Quelle des Charisma, ebenso verpflichten und unterwerfen muß, wie er die Gefolgschaft dazu bringen muß, an diese zu glauben. Der der Außeralltäglichkeit der charismatischen Gefolgschaftsbildung folgende Bewährungsprozeß wird material den Erweis dafür bringen, ob diese Berufung auf eine allgemeingültige, unüberbietbare Geltungsquelle gerechtfertigt war oder nicht. Der Charismatiker bzw. das Charismatische ist so gesehen das pragmatische Agens oder die Instanz, das Pragma, das dafür sorgt, daß neue, noch nicht begründbare Ideen, manchmal nur suggestive Vorahnungen, eine Chance erhalten, in der Realität getestet zu werden. Er sorgt in der Erzeugung des Neuen also für Pluralität wie schon die Evolution durch die sexuelle Reproduktion.

5. Im Zusammenhang damit läßt sich aus dem Verhältnis von Krise und Routine eine soziologische Wissenstheorie entwickeln, die in meinen Augen den Vorteil hat, Wissen als objektivierten Untersuchungsgegenstand gewissermaßen zu isolieren und die üblichen subjektivistischen Verkürzungen zu vermeiden, die sich dann einstellen, wenn Wissen als subjektiv zuschreibbare mentale Zustände interpretiert wird. Ich habe vorgeschlagen, Wissen als das Ensemble aller derjenigen propositionalen Gehalte von affirmativen bzw. assertorischen Sprechakten zu konzipieren, die sich von den konkreten Erfahrungssubjekten dieser Sprechakte lösen lassen, ohne an Geltungsanspruch und Geltung dabei einzubüßen. Das ist zugleich eine Umschreibung für die propositionalen Gehalte, die zu einem gegebenen Zeitpunkt in einer Gemeinschaft als geltendes Wissen geteilt oder anerkannt werden. So definiert, gehört Wissen der Sphäre der Routine an. Man kann es wie einen eigenlogischen Gegenstand empirisch untersuchen, vor allem die interne Logik seiner kumulativen Entwicklung, analog zur Ontogenese der kognitiven Entwicklung, analysieren und muß diese damit nicht vollständig durch die immer noch in Mode befindlichen konstruktivistischen Kontingenzen der jeweils vorfindlichen lokalen Forschersituation empiristisch unterlaufen. Die gesellschaftlichen und kulturellen Weisen der Bearbeitung und des Umgangs mit Wissen, wie z.B. Wissenskulturen, lassen sich dann, insofern der Gegenstand dieser Bearbeitung in seiner Eigenlogik stabil erfasst ist, eigens untersuchen, z.B. auf den systematischen Unterschied hin, mit dem Archivare, Dokumentaristen, etc, habituell gehalten sind, das herrschende Wissen konventionalistisch zu bewahren, und Forscher genau umgekehrt dazu, es nach Möglichkeit fallibilistisch zu zerstören. Dann läßt sich auch jene schwer zu fassende Dialektik der Aufklärung untersuchen, durch die auf der einen Seite kumulatives Wissens zunehmend aufgrund der Dignität seiner methodisierten Geltung gerade auch in anspruchsvollen institutionellen Bildungsprozessen passiv, gewissermaßen in reeller Subsumtion, angeeignet werden muß, auf der anderen Seite das in den Krisenbewältigungserfahrungen des je eigenen individuellen Bildungsprozesses erzeugte Wissen zunehmend nachrangig und relativ entwertet wird.

Wissen als Routine kann natürlich auch in die Krisen der Geltung geraten. Durch Forschung wird das bewußt und strategisch erzeugt. Dann ist es unumgänglich, die so kritisierten propositionalen Gehalte wieder an konkrete Erfahrungssubjekte anzukoppeln und in deren Überzeugungen einzurücken. Denn ohne Überzeugungen läßt sich methodisch ein Zweifel an geltendem Wissen nicht systematisch verfolgen. Wessen Überzeugungen vollständig zusammengebrochen sind, der ist nur noch verzweifelt, der kann keinen Zweifel mehr in Ruhe untersuchen. Überzeugungen stehen aber auf der Seite der Krisenbewältigung, sie stützen diese ab. Eine zentrale Überzeugung für die Krisenbewältigung haben wir soeben kennengelernt: Die den strukturellen Optimismus ausmachende: Im Zweifelsfall geht es gut. Überzeugungen lassen sich als Sedimente erfolgreicher Krisenbewältigung in der Frühzeit des individuellen Bildungsprozesses, als aus der Zeit der biosozialen Symbiose der Schwangerschaft und der ersten 2 bis 3 Lebensjahre stammend, interpretieren. Aber aus der Symbiose muß man sich lösen, um autonom zu werden. Dazu bedarf es eines Glaubens an eine unüberbietbare Macht, die auf der einen Seite eine Versöhnung verspricht angesichts der Schuldverstrickung, in die man sich mit der undankbaren Ablösung aus der Symbiose unausweichlich begeben hat, und auf der anderen Seite Halt gibt angesichts der offenen, ungewissen Zukunft, in die hinein man tendenziell immer dem Verdacht der Leichtfertigkeit sich aussetzend Krisen auf sich nimmt und nicht nur umgeht. So stehen in dieser Wissens- theorie das kumulierte, für geltend gehaltene Wissen auf der Seite der Routine den ebenfalls als propositionale Gehalte darstellbaren Überzeugungen und dem Glauben an eine unüberbietbare geistige Macht, und sei es die der Logik des besseren Argumentes, auf der Seite der Krise dynamisch gegenüber.

6. Die bei weitem mächtigste Krise jeder Lebenspraxis ist das Sterben. Nicht nur und nicht vor allem, weil es in jedem Leben nur einmal vorkommt – das gilt z.B. für eine Abschiedsvorlesung auch – und eine unübertreffbare Endgültigkeit hat, sondern vor allem, weil seine Krisenhaftigkeit im Unterschied zu allen anderen Krisen dann am heftigsten ist, wenn sein Zeitpunkt feststeht und nicht mehr überraschend ist. Und – noch abweichender von allen anderen Krisen - , weil sein Eintreten, wie der Volksmund sagt, so sicher ist wie das Amen in der Kirche. Alle Menschen müssen sterben, dieser einfache Satz, in den das nur den Menschen eigene Bewußtsein von der Endlichkeit des Lebens sich fassen läßt, ist – wahrscheinlich – ein synthetisches a posteriori, aber eines, das es in sich hat, weil es nur durch einen Basissatz mit einem metaphysischen, und deshalb in den Erfahrungswissenschaften gar nicht zulässigen Prädikat „X ist unsterblich“ falsifiziert werden könnte. Obwohl also das Sterben als sicher feststeht, wird es dann zur größten Krise, wenn sein Zeitpunkt fixiert ist und gar nichts Überraschendes mehr hat. Man kann das einfach in einem Gedankenexperiment testen. Würde man angesichts dieser Krise etwas tun, was krisentheoretisch konsequent und logisch wäre, d.h. seinen besten Freund, der im Sterben liegt, besuchen

und mit dem Verweis zu trösten versuchen, daß er doch schon immer gewusst habe, daß er sterben müsse, und daß alle Menschen vor ihm auch gestorben seien, daß es sich also, vor allem jetzt, wo die Zeit gekommen sei, um die trivialste und am wenigstens überraschende Tatsache dieser Welt handle und insofern doch so gar nichts Unvorhergesehenes und Unbestimmtes vorliege und insofern kein Grund zur Besorgnis, dann würde wohl dieser Freund mit der letzten ihm zur Verfügung stehenden Kraft versuchen, diesen Besucher rauszuschmeißen. Das ist so klar, daß wohl niemand bisher versucht hat, dieses Gedankenexperiment in die Tat umzusetzen.

Was zeigt es? Die Illusion der Unsterblichkeit ist lebenspraktisch schwer auszurotten und die Hoffnung stirbt zuletzt, wie der Volksmund ganz richtig sagt. Auf diese Feststellung des besonderen Krisencharakters des Sterbens gründet sich das Strukturmodell von Religiosität, das ich vorgeschlagen habe. Es gründet auf der hier in den Mittelpunkt gestellten kategorialen Differenz von X und P, vom unmittelbar gegebenen Hier und Jetzt und der durch Prädikate konstruierten hypothetischen Welt. Sobald diese durch Sprache konstruiert werden kann, ist ein Bewußtsein von der Endlichkeit des Lebens nicht mehr zu vermeiden. Das haben eben Tiere nicht, obwohl sie fraglos trauern. Aber Trauern beruht auf der Notwendigkeit, die nach dem Tode von Angehörigen, Beziehungsobjekten, des Kumpanen ins Leere laufende Bindung verwandeln und abbauen zu müssen, wohingegen das Bewußtsein von der Endlichkeit bewirkt, das die Toten bestattet werden müssen, ebenfalls ein Kriterium für den Übergang von Natur zur Kultur. Aus diesem Bewußtsein von der Endlichkeit des Lebens resultiert zwangsläufig das, was ich die nicht still stellbare Bewährungsdynamik genannt habe. Der Prozess der Bewährung ist auf das Diesseits der Lebenspraxis strikte beschränkt, aber das Bewährungsurteil ist für das Jenseits reserviert, worin auch immer es bestehen mag. Wer dieses Bewährungsurteil im Diesseits vorwegzunehmen versucht, sei es negativ im Suizid oder positiv, indem er sich den Rest seines Lebens selbstgerecht darauf ausruht, hat seine Bewährung zerstört. Noch die letzte Sekunde des Sterbens ist Teil dieser nicht still stellbaren Bewährung. Ihre Logik ist die der knappen Zeit und der zu nützenden Gelegenheit (*carpe diem*). Und sie erzeugt zwei ganz verschiedene Dimensionen von Infinitheit, zum einen die der Endlichkeit der diesseitigen Lebenspraxis gegenläufige Unendlichkeit des Jenseits und zum anderen die jener Endlichkeit bewährungslogisch innewohnende Unbestimmtheit einer offenen Zukunft. Das Bewährungsproblem ist so drückend und drängend, daß es, je stärker es in den Religionen und Herkunftsmymen ausgearbeitet ist, wie etwa in der story vom Sündenfall, um so mehr eines Bewährungs- oder Zukunftsmymos bedarf, der die Hoffnung auf ein positives Bewährungsurteil verbürgt. Eine Gewissheit ist von vornherein nicht möglich. Aber da ein solcher Bewährungsmymos Gewissheit nicht bieten kann, ist seine Evidenz nur aus der vergemeinschafteten Praxis aller bedingungslos an ihn Glaubenden zu beziehen. Das sind die drei konstitutiven Phasenmomente des Strukturmodells von Religiosität: Nicht-Still-Stellbarkeit der Bewäh-

rungsdynamik als universelles Strukturproblem, Bewährungsmythos als je kulturspezifische Konstruktion und Vergemeinschaftungspraxis der Gläubigen als dazu gehörige Evidenz.

An dem häufig zu hörenden Einwand gegen dieses Modell, es sei gewissermaßen protestantozentrisch, läßt sich gut ein typischer wissenssoziologischer Kategorienfehler der Vermischung von Deutung und Deutungsgegenstand, von Konstruktion und Konstruktionsproblem ablesen. Denn in Herkunftsmythen, vor allem der schriftlosen Kulturen, in denen dieses Bewährungsproblem nur schwach ausgearbeitet ist, ist genau das schon eine kulturspezifische Reaktion oder Deutung des universellen Strukturproblems. Gleichwohl ist der Versuch, empirisch die Spuren dieses Problems durch einen Vergleich von Mythen archaischer Kulturen nachzuzeichnen, reizvoll, wie wir in ersten Untersuchungen dazu einschließlich der Analyse von Erzählungen über Initiationsriten feststellen konnten.

Wichtig an dem Modell ist mir, und vor allem deshalb wurde es vorgeschlagen, einen religionssoziologischen Ansatz für die Untersuchung des scheinbar paradoxen Problems der Struktur von Religiosität religiös völlig indifferenter Menschen der säkularisierten Gesellschaft zu finden. Denn das Modell unterscheidet vor allem zwischen der Struktur und den Inhalten von Religiosität und läßt die Struktur der Religiosität nicht empiristisch mit der Säkularisierung enden. Es unterscheidet ferner scharf den mit dem Evolutionismus geistesgeschichtlich sich einstellenden Atheismus, der heutzutage schon wieder veraltet ist und von dem z.B. noch Freud geprägt war, von der religiösen Indifferenz. Diese zeitigt für das moderne Subjekt ein schwieriges Folgeproblem. Da es ohne einen Bewährungsmythos nicht auskommen kann, dieser aber andererseits vor der wissenschaftlichen Rationalität immer weniger gemeinschaftsbildend Bestand haben kann, stellt sich die Frage, worin dieser säkularisierte Bewährungsmythos faktisch in Zukunft bestehen könnte, zumal der wichtigste Kandidat der Neuzeit dafür, die Leistungsethik, angesichts der zunehmenden Arbeitsmarktprobleme bzw. der zunehmenden strukturellen Arbeitslosigkeit seine Allgemeingültigkeit zunehmend einbüßt und durch irgendeine viel allgemeinere Selbstverwirklichungsethik substituiert werden muß. Unsere Prognose: Sie wird immer mehr auf kollektiv geteilte Inhalte verzichten müssen und sich immer mehr der ästhetischen Logik von Klarheit und innerer Stimmigkeit der Selbstbestimmung und -darstellung annähern, in der dann die Scheidung unnötiger Routinen von solchen, deren Entlastung komplementär zur Konzentration auf das für wesentlich Erachtete der Lebensführung immer mehr bedeutsam wird.

7. Leibliche Positionalität

Von der leiblichen Positionalität war verschiedentlich die Rede als einem Begriff, der das Zentrum der Lebendigkeit bezeichnet, dem ein „Hier und Jetzt“, eine Unmittelbarkeit zugehört, die

sich physikalisch-reduktionistisch als präzise gemessene Raum-Zeit-Stelle nicht fassen läßt, aber gleichwohl biologisch radiziert ist und in Selbstbewußtsein sich nicht erschöpft. Die Biologie der leiblichen Positionalität teilen wir als Menschen mit den Tieren, aber – wesentlich auf die sprachliche Kompetenz zurückzuführen – zugleich ist sie der Keimling unserer Subjektivität. Was wir als Lebenspraxis bestimmt haben, nimmt von der leiblichen Positionalität ihren Ausgang und ruht auf ihr. Die leibliche Positionalität ist also auch der Ausgangspunkt unseres Individuierungs- und Bildungsprozesses⁷.

Wir hatten – ausgehend von unserem Strukturmodell von Praxisräumlichkeit und –zeitlichkeit – darauf hingewiesen, daß das sich bildende Subjekt in seinem Leib sesshaft werden muß, ihn bewohnen können muß. Wir können hinzufügen: Der Mensch muß, um ein Kulturwesen zu werden – und er muß Kulturwesen werden, um als Naturwesen überleben zu können -, seinen Leib zum Gegenstand der Selbsterfahrung und -erkenntnis machen, denn wesentliche Lebenserfahrungen kann er nur an seinem eigenen Körper machen, das ist sein Leib. Sein Leib ist für ihn ein Innen und ein Außen zugleich, Leib und Körper. Deshalb konstituiert der Leib ein eigenes, auf andere Erfahrungsbereiche nicht reduzierbares Erkenntnisproblem neben der Sphäre der äußeren Natur, der Sozialität, der Kultur und der epistemischen Strukturen. Im Grunde ist dieser Leib bzw. die leibliche Positionalität erst mit der Begründung der Psychoanalyse durch Freud zu einem Erkenntnisgegenstand auch der Erfahrungswissenschaften erhoben worden. Die Psychoanalyse hat entsprechend – bezogen auf den Menschen – eine eigene Triebtheorie aufstellen müssen, nicht etwa, weil der Mensch im Unterschied zu den Tieren eine ganz andere, spezielle biologisch verwurzelte Antriebsstruktur hätte – im Gegenteil: die teilt er mit den subhumanen Gattungen -, sondern weil nur der Mensch vor dem Problem steht, seine leibliche Positionalität erkennen zu müssen, damit er ein autonomes Subjekt werden kann.

Aber diese Selbst-Erkenntnis stößt sehr schnell auf ihre Grenzen, sie bleibt immer unvollständig. Die leibliche Positionalität also solche ist objektiv, wie wir gesehen haben, immer schon mit der Lebendigkeit als deren Quelle gegeben. Zu Bewußtsein kommt uns dies unser Eigenes in Gestalt der leiblichen Positionalität immer nur nach Maßgabe der Selbst-Prädizierung der Spontaneitäts-

⁷ Eine kurze Bemerkung zur Differenz von Individualisierung und Individuierung. In der Soziologie hat die Individualisierungstheorie m.E. eine dem Bedeutungsumfang ihres Begriffs gemäß mir schwer nachvollziehbare Beachtung erfahren. Denn genau genommen meint Individualisierung nichts mehr als das triviale Oberflächenphänomen der Vereinzelung bzw. der Ausweisung eines wegen der Singularität seiner Raum-Zeit-Stelle singulären Ereignisses als solchen, analog zu jener Vereinzelung zum Unikat, die ein Künstler vornimmt, wenn er z.B. die Abzüge von einer Radierplatte nummeriert. Daß im Zuge der sozialen Differenzierung Vereinzelung im Sinne von deutlicherer sozialer Kennung der einzelnen Person als Singularität durch wahrnehmbare Merkmalskonfiguration zunimmt, ist nun wirklich keine aufregende Erkenntnis und in sich häufig auch nur Artefakt einer subsumtionslogischen Sozialforschung. Ob daraus sich Vereinzelung im Sinne einer psycho-sozialen Realität von Bindungslosigkeit ergibt, ist sehr die Frage. Auf jeden Fall aber wäre die daraus sich ergebende strukturelle Chance zu einer Erleichterung von Individuierung, also einer subjektiven Aneignung objektiver Individualität als einer Einzigartigkeit des Selbstentwurfs im Bildungsprozeß die viel interessantere Problemstellung. Nur muß man dazu zuvor Individuierung von Individualisierung analytisch und empirisch scharf unterschieden haben.

instanz des „I“ zum „me“ im Prozeß der nachträglichen Rekonstruktion der Bedeutung bzw. der Sinnstruktur der objektivierten Ausdrucksgestalt einer je spontanen Krisenbewältigung. Wir können verallgemeinern: Ein Bewußtsein von den Dingen, den X.en und gleichursprünglich damit ein Selbst-Bewußtsein schichtet sich auf über den objektiv erfolgenden Äußerungen der leiblichen Positionalität dadurch, daß diese Positionalität zu einer Pro-Positionalität wird. Aber dieses Bewußtsein ist der unbewußten leiblichen Positionalität immer nur partiell abgerungen. Wo Bewußtsein entsteht, konstituiert sich notwendigerweise korrelativ dazu Unbewußtes. Dieses Unbewußte ist zum einen das, was von der Reflexion der leiblichen Positionalität nicht erreicht wird, zum anderen das, was von den zur Verfügung stehenden Prädikaten der sozial konventionalisierten Umgangssprache nicht zugelassen wird. Entsprechend wäre es irreführend, das Subjekt umfangslogisch mit dem, was der Leib – quasi als Behälter – umschließt, gleichzusetzen. Das Subjekt erhebt sich zwar über dem Leib und seiner Positionalität, aber es kontrolliert davon nur einen kleinen Teil. Das Unbewußte ist streng genommen nicht Teil des erkennenden Subjekts, sondern – wie Freud es bezeichnet – als inneres Ding an sich ihm – analog zum äußeren Ding an sich – gegenüberstehend. Bewußtsein und Unbewußtes sind, analog zum Verhältnis von X und P, durch einen kategorialen Hiatus getrennt. Ähnlich wie einige X. e sich durch P.s bestimmen lassen, so kann dynamisch Unbewußtes zu Bewußtsein kommen und gewissermaßen das Lager wechseln. Aber dem Freudschen therapeutischen Imperativ, daß Ich werden solle, wo Es war, entzieht sich ein großer Teil des Unbewußten.

Freuds große Leistung bestand darin, den erfahrungswissenschaftlich-methodischen Weg zu diesem Gegenstand des Unbewußten zu öffnen. Vorher war es als Erfahrungsgegenstand der Literatur, den Künsten, den Mythen und der Religion überlassen. Ich habe am Übergang Freuds vom Neurologen zum Hysterien behandelnden Psychoanalytiker exemplarisch zu zeigen versucht, daß dieser Weg nur über ein Verfahren der Rekonstruktion des objektiven Sinns von Symptomen möglich war. Allgemein gesprochen: Die leibliche Positionalität, die erfahrungswissenschaftliche Erforschung des Unbewußten stellt uns methodisch vor ein ganz neues Problem in den Sozialwissenschaften: Denn befragen kann man das Unbewußte per definitionem von vornherein nicht, man kann nur die Ausdrucksgestalten analysieren, die es in der Praxis des Handelns hinterlassen hat. Das muß man aber sehr genau und in lückenloser Erschließung machen, damit nicht einer quasi verschwörungstheoretischen und gegen jegliche Widerlegung immunisierenden Unterstellung unbewußter Motive Tor und Tür geöffnet wird.

Krisenkonstellationen sind privilegierte Anlässe für die Entäußerung des Unbewußten. Die Soziologie hat sich in ihrer Methodik viel zu wenig darum gekümmert, die Dynamik und die Kräfte des Unbewußten zu berücksichtigen. Präokkupiert vom Rationalitätsbegriff der Handlungstheorien hat sie vornehmlich die Oberfläche des Bewusstseinsfähigen und des Planbaren thematisiert,

und war deshalb auch mit den Verfahren standardisierter Datenerhebung und subsumtionslogischer Datenauswertung weitgehend zufrieden. Sie lassen aber nicht bemerken, wie dünn die Oberfläche des rational Planbaren und Antezipierbaren über den durch das Unbewußte motivierten Sinnstrukturen menschlicher Praxis ist. Allenfalls in Begriffen wie latenten Funktionen oder nicht-intendierten Folgen des Handelns werden sie residual, am Rande also, erfasst.

Erst wenn man mit den Instrumenten einer aufgrund des Totalitätsprinzip der Sequenzanalyse detaillierenden, lückenlosen Protokollerschließung die Dynamik des Unbewußten am Werke sieht, wird man darauf aufmerksam gemacht, daß diese Dynamik keineswegs, wie ebenfalls vom Rationalitätsbegriff gewissermaßen vorprogrammiert, immer nur als Störfaktor oder als pathologischer Einbruch in die Gebote der praktischen Vernunft wirkt, sondern umgekehrt als Äußerungsform der leiblichen Positionalität die Quelle von Lebendigkeit und entsprechend auch die Quelle von Glück und Erfüllung vertritt, die mit dem Rationalitätsbegriff oder mit der vereinseitigenden Thematisierung von Routinen abzuspalten, aus der erfahrungswissenschaftlichen Erforschung von Praxis eine verhängnisvolle Verengung und Ideologie entstehen läßt, die wir inzwischen mehr und mehr auch in der sozialwissenschaftlichen Grundlagenforschung antreffen können.

Eine kurze Bemerkung hier zum Verhältnis zu den aufgrund ihrer Bild gebenden Verfahren außerordentlich erfolgreichen Neurowissenschaften. In ihnen hat sich der der Psychoanalyse als Obskurantismus angekreidete Begriff des Unbewußten wie selbstverständlich wieder eingebürgert. Wie sollte es auch anders sein angesichts der nun sichtbar werdenden außerordentlich komplexen neurophysiologischen Prozesse und Strukturen, die jeglichem Ereignis menschlichen Handelns unterliegen. Und deshalb sollte man auch als Soziologe höchst gespannt auf diese Ergebnisse sein, die uns einen ganz neuen, bisher unbekanntem Aspekt unseres Gegenstandes erschließen. Aber man muß deshalb den häufig mitschwingenden dogmatischen Reduktionismus nicht gleich mitmachen. Daß alle Vorgänge menschlicher Praxis ein neurophysiologisches Substrat haben, das zu bestreiten, wäre schlichter Unsinn. Aber für die Neurophysiologie zu sagen, daß das Gehirn das Gehirn untersucht und daß daraus zirkuläre erkenntnistheoretische Folgeprobleme entstehen, das scheint mir ein Kategorienfehler zu sein, viel mehr sind es der erkennende Geist und die von ihm angeeigneten Strukturen objektivierten methodisierten Wissens die, indem sie ihr Gehirn als Organ gebrauchen, das Gehirn als Gegenstand untersuchen. Mir geht es hier gar nicht um den alten Leib-Seele- oder Geist-Materie-Dualismus, den halte ich für begrifflich überlebt (aber nicht aus Gründen eines erfolgreichen neurophysiologischen Reduktionismus), sondern darum, für die experimentelle Forschung der Neurophysiologie des Menschen die im Grunde triviale epistemische Voraussetzung einzuklagen, daß alle lebenspraktischen Äußerungen, die mehr sind als in sich bloß unwillkürliche physiologische Lebensäußerungen wie Herzschlag

und Atmung, damit sie neurophysiologisch als das untersucht werden können, was sie sind, in der Sprache der Sinnstrukturiertheit zuvor bestimmt sein müssen, einer Sprache, die sich auf neurophysiologische Prädikate nicht reduzieren läßt.

Das hier thematisierte Unbewußte ist dann eben anders als in der Neurophysiologie bis auf den Beweis des Gegenteils zunächst als ein objektiv sinnstrukturiertes, semantisiertes Gebilde anzusetzen, wie z.B. die semantisierten Traumbilder, die mehr sind als bloße Neuromodulationen. Dieses semantisierte Unbewußte ist keineswegs auf das dynamisch Unbewußte, also auf Verdrängung beruhende der Psychoanalyse eingeschränkt. Wir dürfen unbewußte Motive und Handlungsdispositionen aller Art unterstellen, individuelle wie kollektive. Entscheidend ist vorerst nur, daß wir uns methodologisch nicht vor seiner Untersuchung drücken⁸.

Diese vor allem dynamisch sich äußernden unbewußten Dispositionen sind keineswegs „weiche“ Faktoren, wie der technokratische und verbriebswirtschaftlichende neudeutsche Diskurs suggeriert, wenn er „weiche“ und „harte“ Faktoren unterscheidet und bei näherer Betrachtung wie selbstverständlich als „harte“ Faktoren nur solche gelten läßt, die sich standardisiert erheben und irgendwie quantifizieren lassen und/oder solche, die in eine rationale Bewertung in welchem etablierten Schema auch immer eingepasst werden können. Das scheinbar demokratische Evaluationswesen ist ja, so wie es uns aufgezwungen wird, von vornherein auf Standardisierung und Quantifizierung ausgelegt. Alles was sich dem nicht fügt, kann keine Berücksichtigung finden. Die Methodik der Subsumtionslogik der etablierten empirischen Sozialforschung, die ja auch nur Methoden der Hypothesenüberprüfung im Paradigma quantifizierender und damit notwendigerweise subsumtionslogischer Messungen kennt, der aber eine „logic of discovery“ unbekannt ist, ist immer mehr in den bürokratischen Alltag von Planung und Kontrolle eingegangen. Adorno

⁸ Eine Kurze Bemerkung zur Debatte über den freien Willen. Mir scheint diese Debatte auch gezeigt zu haben, daß die alten Geist-Materie bzw. Leib-Seele Dualismen sich überlebt haben. Aber meines Erachtens krankt die Debatte zwischen der Neurowissenschaft und der Philosophie bzw. Psychologie daran, daß sie sich immer noch in diesem Dualismus letztlich bewegt. Die einschlägigen Experimente der Neurowissenschaften, auch die jüngst aus Leipzig gemeldeten Befunde, daß die neuromodulatorischen Vorlaufzeiten für eine bewußt angezeigte Handlungsentscheidungen noch viel länger sind als im ursprünglichen Experiment von Libet, besagen doch nichts gegen den freien Willen, denn sie belegen doch letztlich nur, daß einer bewußt vorgenommenen Entscheidung vorbereitende Prozesse im Unbewußten vorausgehen. Wäre es vernünftig, etwas anderes anzunehmen? Entscheidend ist doch, daß unter Beteiligung des Bewusstseins eine Krisenlösung sich so vorbereitet, daß im Namen des Begründungszwangs eine Voreinstellung immer schon eingerichtet ist. Das gilt auch für jene Experimente, sonst hätten sich die Probanden ja gar nicht daran beteiligt. Sobald man das Grundverhältnis von Krise und Routine in Rechnung stellt, sieht man, daß sich die genannten Experimente auf den freien Willen in der Ausübung von Routinen beschränken, aber eben nicht auf die Bewältigung von Krisen, die sich ohnehin im Unbewusstsein vorbereitet, aber eben ein semantisiertes Unbewußtes. In der Unmittelbarkeit der Krisenbewältigung emergiert für das Bewußtsein ein im Ubw vorbereiteter Entschluß, dessen Determiniertheit im Ubw erst durch nachträglich Rekonstruktion zum bewußten Wissen werden kann.

Auch die von Gerhard Roth häufig angeführten Befunde gegen den freien Willen scheinen mir eher das Gegenteil zu belegen, etwa wenn mit dem Verweis auf neuroanatomische Deformationen oder Defekte unkontrolliertes Gewaltverhalten erklärt wird. Das spricht doch nur dafür, daß solche Defizite auf der Ebene des Handelns Folgen haben. Sehr Plausibel. Aber der Befund belegt ja gerade nicht, daß im Falle von unbeschädigtem Gehirn der freie Wille beschränkt ist, sondern nur, daß das im Falle von Pathologie gilt. Es wäre eine eigentümliche Konstruktion von Willensfreiheit, wenn sie sich auf die Prämisse stützen würde, daß Defizite im neurophysiologischen Substrat für eine Autonomie des Handelns folgenlos blieben.

hatte seine Kritik am Positivismus, die am Werturteilsfreiheitspostulat, sofern darunter der unvoreingenommene Blick der Forschung zu verstehen war, nichts auszusetzen hatte, viel mehr eben jene Subsumtionslogik im Zentrum meinte, schon immer mit der Kritik der verwalteten Welt verbunden.

Die durch das Unbewußte, welcher Art auch immer, erzeugten Zusammenhänge sind zwar insofern "weich", als sie mit standardisierten Verfahren nicht kenntlich zu machen sind und ihre Erschließung eine komplizierte und zeitaufwendige Operation am fallspezifischen Detail einer authentischen Ausdrucksgestalt erfordert⁹. Sie sind aber viel härter als die mit standardisierten Verfahren erfassten Oberflächenphänomene insofern, als sie äußerst resistent gegen Veränderungen und schwer beeinflussbar sind.

Von hierher spricht nicht wenig dafür, für die Zukunft ein immer größeres Auseinanderdriften einer mit standardisierten Verfahren prozedierenden Sozialforschung und einer fallrekonstruktiven Sozialforschung zu prognostizieren. Die erstere begibt sich ohnehin schon seit längerem in eine immer engere Verbindung mit der Politik- und Organisationsberatung. Sie benötigt große Finanzmittel, ist, wie etwa solche Projekte wie PISA, auf dauerhafte öffentliche Präsenz in den Medien angewiesen, durch einen hohen Grad der Verquickung von Methodik und Präsentationstechnik geprägt. Die andere interessiert sich als eigentliche Grundlagenforschung immer mehr für die verborgene Dynamik und auch Dramatik von Transformationen außerhalb der Bereiche administrativer Zweckprogrammierung. Unter dem Gesichtspunkt von Krise und Routine interessiert sie sich mehr für die Krise als für die Routine und deshalb nimmt sie die Naturwüchsigkeit von Bildungsprozessen, die sich jenseits pädagogischer Strategien im Alltag vollziehen, ernst, auch die naturwüchsigen ästhetischen Erfahrungen, die Menschen im Alltag unabhängig von einer institutionalisierten Event-Kultur machen. Sie interessiert sich für die ins Unbewußte eindringenden Kosten von Anpassungsleistungen mehr als für den Ausweis der Wirksamkeit von Programmen.

8. Die soziologische Sozialisationstheorie bildet ein privilegiertes Feld für den krisentheoretischen Ansatz, weil 1. der ontogenetische Bildungsprozeß des menschlichen Subjekts ein Prozeß permanenter Krisenbewältigung ist, 2. in ihm sowohl das lebens- wie kollektivgeschichtlich Neue entsteht und 3. die leibliche Positionalität gewissermaßen seine Basis bildet. Es kommt aber soziologisch, wenn man die sozialisatorische Praxis von Sozialisation ins Auge fasst, ein entscheidender Beitrag dieses Ansatzes hinzu.

⁹ Hier kurz eingehen auf: In Naturwissenschaften Erkenntnisfortschritt durch die Wahrnehmungsorganisation erweiternde Meß- und Beobachtungsgерäte, in Wissenschaften von der sinnstrukturierten Welt dagegen: durch Verfahren detaillierten Lesens.

Sozialisation vollzieht sich – strukturell notwendig – in der ödipalen Triade von kindlichem Ego und beiden Eltern. Die ödipale Triade setzt sich aus drei Dyaden zusammen, die zwei ganz verschiedenen Typen entsprechen: die Gattenbeziehung und die Eltern-Kind-Beziehung. Vermittelt über die Eltern-Kind-Beziehung entsteht, wie in allen sexuellen Reproduktionen, das Neue durch die Rekombination des Genoms der beiden Partner. Auf der Ebene der Kultur, oder der Meme, wie es heute in der Theorie der Ko-Evolution heißt, ergibt sich das Neue, schon vor der Empfängnis, durch die Rekombination der soziokulturellen Milieus, denen die beiden Eltern entstammen. Beide involvierten Entscheidungen, sollen A und B sich heiraten, und sollen A und B ein Kind zeugen, sind für A und B, Gatten und Eltern zugleich, je krisenhaft, ihr Vollzug ist nicht das Ergebnis von Routinen und kann es auch nicht sein. Das zu Beginn durch genetische und soziokulturelle Rekombination hergestellte Neue ist eine initiale Konstellation einer je individualisierenden Entwicklung, in deren Verlauf diese Konstellation sich in eine offene Zukunft, je Neues erzeugend, nur bedingt vorhersehbar entfaltet.

Das ist vor allem auch dadurch bedingt und gesichert, daß sich die Praxis in den genannten beiden Typen von Dyaden, Eltern-Kind-Beziehung und Gatten-Beziehung, eben nicht, wie es die gesamte rollentheoretisch orientierte Familiensoziologie gewissermaßen blind vorsieht, in vorgegebenen sozialen Rollen vollzieht, sondern als Beziehungen zwischen ganzen Menschen einer ganz anderen sozialen Ordnung angehört. Rollen sind Routinen des konkreten Handelns, sie entlasten von Krisen der Unbestimmtheit. Aber als Rollensysteme funktionieren Familien, die manifesten Gehäuse der ödipalen Triade, erst und nur, wenn sie als lebendige Praxis zerstört sind, wenn es nur noch um Fragen des Unterhalts, etc. geht.

Dafür habe ich seit längerem das folgende Strukturmodell der ödipalen Triade vorgeschlagen, an das ich hier ganz kurz erinnere. Für die beiden genannten Dyaden gilt die Struktureigenschaft der Diffusität, einen Begriff den ich von Parsons bezogen habe, mit dem Unterschied allerdings, daß m.E. „diffus“ und „rollenförmig“ sich ausschließen. Diffus sind solche Beziehungen, für die gilt, daß die Beweislast derjenige in ihnen trägt, der ein Thema ausschließen will. Also sind es Beziehungen zwischen ganzen Menschen, d.h. zwischen Personen in ihrer Totalität. Das gibt es streng genommen nur in Familien und, ihnen nachgebildet, in Beziehungen zwischen Religionsvirtuosen und ihrem Gott, abstrakt aber auch in den Beziehungen zwischen den Mitgliedern einer Gemeinschaft, z.B. als Staatsbürger. Staatsbürger ist man nicht qua Rolle, sondern als ganzer Mensch.

Und im professionalisierten Arbeitsbündnis der Therapie ist man als Patient und als Therapeut partiell ganzer Mensch und zugleich Rollenträger, befindet sich also in einer widersprüchlichen Einheit von diffus und spezifisch. Die Grundregel sagt dem Patienten im Grunde genommen „Sei diffus“, die Abstinenzregel dem Arzt „Halte dich an die Spezifität des Vertrages und agiere

nicht, d.h. z.B. konkret, verkehre nicht körperlich mit dem Patienten, auch wenn er dich in seiner Übertragung, d.h. in seinem Part als diffuser Partner, liebt“.

Spezifisch sind also Rollenbeziehungen. In ihnen trägt die Beweislast derjenige, der die in Rollendefinitionen spezifizierten Erwartungen, Pflichten und Rechte erweitern und überschreiten möchte.

Beziehungen zwischen ganzen Menschen sind die familialen Beziehungen in vier voneinander unterscheidbaren Dimensionen. 1. Sie beruhen wesentlich auf einer anzuerkennenden Leibbasis, also der Sexualität und Pflegebedürftigkeit, 2. Sie sind grundsätzlich unbefristet und nicht kündbar. 3. Das wechselseitige Vertrauen wird in ihnen hergestellt durch bedingungslose Gewährung, nicht als Funktion einzuhaltender formalisierbarer Kriterien. 4. Die wechselseitige affektive Bindung ist verallgemeinert und gewissermaßen unverwüsthlich. Diese vier Bedingungen zusammen genommen konstituieren, was man die personale Nicht-Substituierbarkeit nennen kann. In Rollenbeziehungen muß das Personal substituierbar sein. Das war ja gerade der soziologische Sinn der Kategorie der Rolle, daß Rollenbeziehungen sich strukturell gleich bleiben bei wechselndem und variablem Personal.

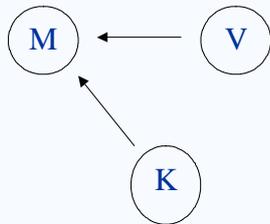
Es liegt auf der Hand, daß Beziehungen zwischen ganzen Menschen außerordentlich krisenhaft und krisenanfällig sind, weil erstens Routinen sich mit deren Anforderungen an Authentizität, Individuiertheit und grundsätzlicher Offenheit und Bedingungslosigkeit schlecht vertragen und zweitens die Totalität ganzer Personen in sich eine Krisenquelle erster Ordnung darstellt.

Die beiden Familiendyaden heben sich also gemeinsam aus dem Meer der Spezifität von Vertrags-, Markt- und Rollenbeziehungen von Gesellschaften heraus. Bei allen eben skizzierten strukturellen Gemeinsamkeiten fallen sie typologisch scharf und in Polarität zueinander stehend auseinander. In den inzestuösen Eltern-Kind-Beziehungen ist Sexualität in höchstem Grade tabu, in den nicht-inzestuösen Gattenbeziehungen in höchstem Grade notwendig und konstitutiv. Durch diese Polarität gelangt in die ödipale Triade als einer unauflöshchen Verschränkung von drei Dyaden zweierlei Typs die nicht still stellbare Dynamik, dessen der Bildungsprozeß des Subjekts auf dessen Wege zur potentiellen Autonomie bedarf.

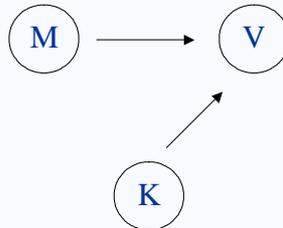
Denn für die Dyade ist konstitutiv, daß die beiden Partner wechselseitig aufeinander einen Ausschließlichkeitsanspruch stellen, der Dritte nicht zuläßt. In der Triade ergeben sich daraus drei voneinander unabhängige Krisenkonstellationen. Ich gehe hier der Einfachheit halber von der Position des Kindes als Ego aus.

Schaubilder zur Explikation der Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade

Strukturkonstellation 1a



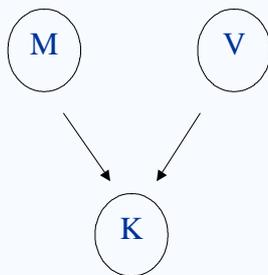
Strukturkonstellation 1b



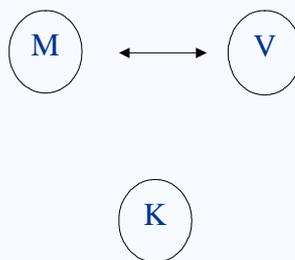
Abschiedsvorlesung 29.04.08

Schaubilder zur Explikation der Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade

Strukturkonstellation 2



Strukturkonstellation 3



Abschiedsvorlesung 29.04.08

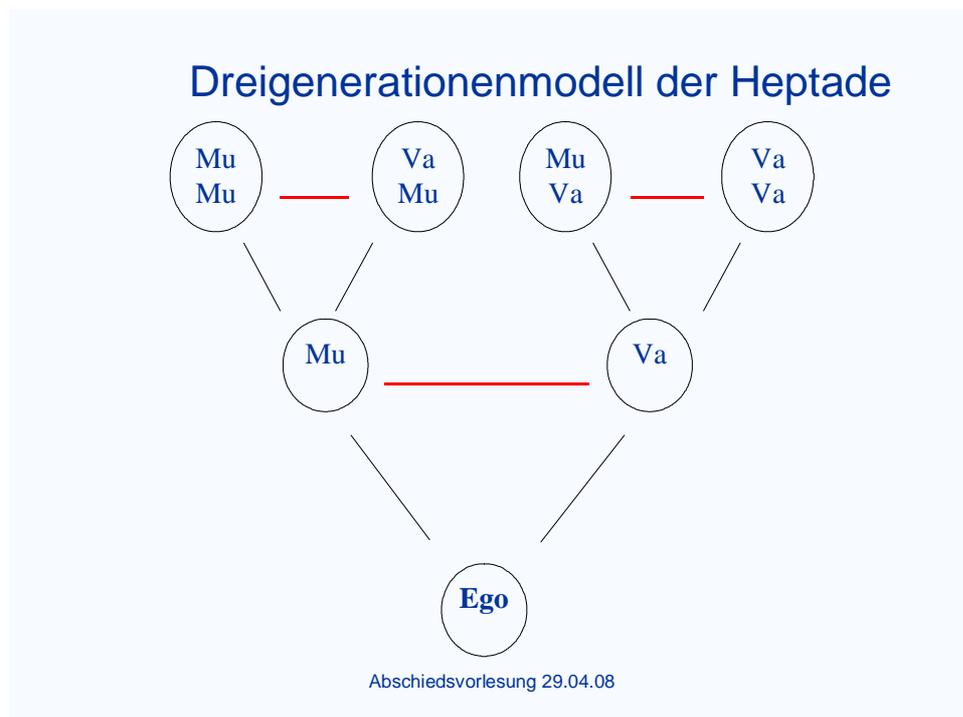
1. Ego muß es ertragen, daß der Ausschließlichkeitsanspruch, den es auf einen Eltern erhebt, mit dem eines zweiten Eltern kollidiert.
2. Ego muß damit fertig werden, daß beide Eltern gleichzeitig und gleichermaßen auf ihn einen Ausschließlichkeitsanspruch erheben.

3. Ego muß es vor allem ertragen, daß die beiden Eltern untereinander als Gatten einen Ausschließlichkeitsanspruch aufeinander erheben, aus dem er scharf ausgeschlossen ist. Die Schwelle zum elterlichen Schlafzimmer markiert diesen Ausschluß.

Dieselbe Konstellation gilt formal für jeden Elternteil analog. Allerdings gibt es einen entscheidenden Unterschied. Die Dyade, aus der ein Elternteil ausgeschlossen wird, ist vom identischen Typ Eltern-Kind-Beziehung, die er selbst mit dem Kind so unterhält, daß davon dann vice versa der andere Elternteil ausgeschlossen ist. Die Eltern sind also nicht von einem der beiden Typen der Dyaden ausgeschlossen, das Kind jedoch ist vom Typ der Gatten-Dyade ausgeschlossen.

Das ist nun aber für die Sozialisation das entscheidend Sinnreiche. Denn dadurch wird das Kind dynamisch in eine Richtung getrieben, möglichst bald selbst dahin zu gelangen, wo das offensichtlich Attraktive, aber für das Kind Unerreichbare einer gelingenden Gattenbeziehung erreichbar wird.

Das ist – sehr stark abgekürzt – die soziologisierte Fassung einer Sozialisationstheorie, für die die Familie in Gestalt der ödipalen Triade die zentrale Strukturlogik und –dynamik abgibt, die dann als vollständige erst in der Heptade vorliegt, also unter Einbeziehung der beiden Großeltern von Ego. Denn damit die Eltern von Ego erwachsene Gatten und Eltern zugleich sein konnten, mussten sie zuvor ihrerseits in ihrer ödipalen Triade sozialisiert sein. Dann haben wir jeweils drei Elemente in jeder Triade, drei Triaden, und drei Generationen vor uns, zugleich die mythologisch bedeutsamen Zahlen 3, 4 und 7, vor allem 3 und 7.



Mit diesem Strukturmodell können wir eine universalistische Strukturgesetzlichkeit formulieren, die am Anfang der Entstehung der Kultur sozial noch gar nicht manifest ausgeformt ist, z.B. teilt sich die Vaterfigur noch arbeitsteilig zwischen dem leiblichen Vater und dem Mutterbruder: wenn der eine für das Kind der freundliche Kumpan ist, dann ist der andere der strenge Vertreter der gesellschaftlichen Autorität. Nie sind beide gemeinsam beides. Am Anfang der kulturellen Entwicklung werden die Frauen noch zwischen den Abstammungslinien getauscht. Die Reziprozität besteht also primär zwischen den Verwandtschaftsatomen. Erst sehr viel später, in Europa wesentlich unter dem Einfluß der katholischen Kirche, konstituiert sich die Gattenfamilie, worin nunmehr die Reziprozität sich zwischen den grundsätzlich gleichberechtigten Partner errichtet, die **sich** austauschen, wenn sie heiraten. Das Strukturmodell vermag also die dynamische Gerichtetheit dieser Kulturentwicklung zu explizieren. Es eignet sich aber auch als Bezugspunkt für die je fallspezifische Diagnose von Familien und die von ihnen praktizierte Sozialisation in der Erklärung von je individuellen Bildungsprozessen und ihren Besonderheiten.

Ich habe der Kürze halber die beiden Eltern-Kind-Beziehungen zu einem gemeinsamen Typus gemacht. Das ist natürlich falsch. Für die ödipale Triade gilt aufgrund ihrer beiden basalen, in Kombination tretenden Unterscheidungsmerkmale von Geschlecht und Generationenzugehörigkeit (Alter) grundsätzlich Asymmetrie als Voraussetzung für nicht still stellbare Dynamik. Und so sind natürlich die Mutter-Kind- und die Vater-Kind-Beziehungen, obwohl beide Eltern-Kind-Beziehungen, sehr verschieden, ausgehend von der Biologie der Geschlechter. Nur die Frau wird schwanger. Aufgrund der vorausgehenden Schwangerschaft ist die Mutter-Kind-Bindung – vor allem in den ersten 3 Lebensjahren des Kindes – eine ganz andere als die Vater-Kind-Bindung. Wenn das Kind in der 40. SSW geboren wird, besteht zwischen ihm und der Mutter schon eine lange Bildungs- und Bindungsgeschichte permanenter erfolgreicher Krisenbewältigung, für den Vater wird die Bindung zum Kind erst nach der Geburt konkret und sinnlich erfahrbar, dann aber mit einem Schlage und äußerst krisenhafter Anforderung. Die Mutter hat dann im Verlaufe der Sozialisation das Problem, aus der Symbiose mit dem Kind herauszutreten in die Triade, der Vater umgekehrt das Problem, aus der Triade hineinzukommen in die Dyade mit dem Kind. Usf. Usf.

Evolutionsgeschichtlich hat diese Asymmetrie und die Bindung des Vaters ihren guten Sinn, so daß man für den Übergang von der Natur zur Kultur neben die zentrale Dimension der Entstehung der Sprache diejenige der Familialisierung des Vaters stellen kann. Dazu passt auch, daß in den subhumanen Gattungen die Vermeidung des Mutter-Sohn-Inzest schon vergleichsweise stabil fortgeschritten ist (z.B. bei den Paar- und Einhufern), gegen den Vater-Tochter-Inzest jedoch noch keine nennenswerten Barrieren errichtet sind. Das ist dann erst in der vollständigen ödipalen Triade im Übergang zur Kultur der Fall.

Vor allem die für die komplexe kognitive Entwicklung des Menschen notwendige verlängerte Aufzuchtpraxis stellt die Mütter vor das Problem, Unterstützung und Entlastung von Nicht-Müttern zu erfahren. Dazu eignen sich natürlich die zur Schwangerschaft unfähigen Väter am ehesten. Um sie zu diesem Zweck genügend binden zu können, empfiehlt sich eine nicht mehr saisonal restringierte, sondern auf Dauer gestellte Paarungsbereitschaft. Aber nun ergibt sich ein unvermeidbares Paradox: Kaum ist diese Bindung eingeklinkt, wird ein Kind geboren und die anspruchsvolle Mutter-Kind-Symbiose, für deren Ermöglichung ja die Bindung des Vaters in die Gattenbeziehung funktional da war, fordert ihr Recht und stößt den Vater aus der vorher dominanten Gattenbeziehung zurück. Das Neugeborene wird zu seinem Konkurrenten. Ohne die Diskursivität der Sprache wären die daraus resultierenden affektiven Konflikte und Gefühls- und Bindungswirren nicht zu entwirren. Es gäbe Mord und Totschlag. So greifen evolutionsgeschichtlich gesehen die Entstehung der Sprache und die Familialisierung des Vaters funktional ineinander.

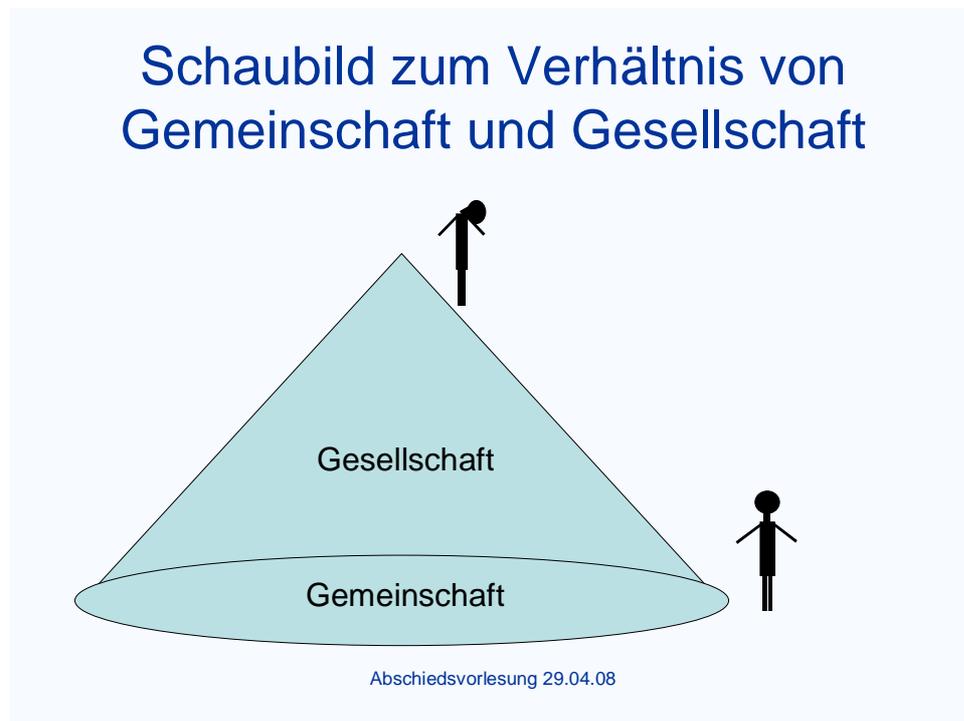
Ich habe hier nur ganz einfache, grobe Möglichkeiten andeuten können, die dieses Strukturmodell zur Erklärung von Sozialisationsphänomenen, aber auch der kulturellen Entwicklung vom Ansatz her anbieten kann. Sie weiter auszudifferenzieren, könnte sich lohnen. Ich möchte auch nicht verhehlen, daß der Blick von diesem Strukturmodell her auf die gegenwärtige – nicht zuletzt von einer hier manchmal leichtfertigen Sozialwissenschaft propagierte – Familienpolitik, was Fremdbetreuung der Kinder anbetrifft, aber auch eine sozialpädagogische Praxis der In-Obhutnahme, eher düster ist.

9. Gemeinschaft und Gesellschaft

Daß die familialen Beziehungen nicht als Rollenbeziehungen, sondern als Beziehungen zwischen ganzen Menschen zu gelten haben, hat Weiterungen für die Makrosoziologie. Denn diffuse Sozialbeziehungen, also Beziehungen zwischen ganzen Menschen gehören der Sozialform der Gemeinschaft oder der Vergemeinschaftung an. Gemeinschaften sind, allgemein gesprochen, Kollektive zwischen ganzen Menschen, wohingegen Gesellschaften Kollektive von Rollenträgern, Vertragspartnern, und Marktteilnehmern sind. Das wiederum hat für viele heutige Soziologen skandalöse theoretische Folgen. Denn so wie eben bestimmt, liegen Gemeinschaft und Gesellschaft nicht auf derselben strukturanalytischen Ebene. Gesellschaft kann aber nur Realabstraktion von Gemeinschaft sein, nicht umgekehrt Gemeinschaft von Gesellschaft.

Das folgende Schaubild soll veranschaulichen, wie unterschiedlich das Verhältnis von Gemeinschaft und Gesellschaft in den verschiedenen Paradigmen der Sozialwissenschaften gesehen wird. Die Sichtweise der Systemtheorie, Marx' schen Theorie und der Frankfurter Schule entspricht weitgehend der desjenigen, der im Schaubild von der Spitze der Realabstraktionen der Vergesell-

schaftung aus nach unten schaut und dann das Vergemeinschaftende nur noch als kleinen überstehenden Rest, gewissermaßen als ein Überbleibsel „alteuropäischer Traditionen“ gelten lassen kann, während der Pragmatismus und der Strukturalismus, symbolisiert in dem Betrachter, der am Fuße des Gemeinschaftssockels von humaner Sozialität neben dem Gebilde „Wulst+Kegel“ steht, die Vergemeinschaftung noch realistisch als das konstitutionslogisch Fundierende dieser Sozialität sehen kann.



Deshalb kann man durchaus Probleme mit dem Begriff der Gesellschaft haben, auf den sich bei aller Unterschiedlichkeit die Frankfurter Schule und die Systemtheorie gleichermaßen verstehen. Ich werde immer mehr den Verdacht nicht los, daß es sich hierbei um ein Relikt aus dem physikalistischen oder organistischen Denken des 19. Jahrhundert handelt: Gesellschaft eben als Analogie zu einem physischen oder organischen Körper. Und ein weiteres: In dieser Denkweise wird Gesellschaft wie selbstverständlich als Gegenbegriff zu Natur gebraucht. Das ist aber höchst irreführend, denn bezüglich der beiden großen Funktionskomplexe von materieller und sexueller Reproduktion ist natürlich in der Natur die innerartliche Verständigung und insofern Gesellschaftlichkeit unabdingbar. Der Gegenbegriff zu Natur kann also nur der der Kultur sein, weil die entscheidende Frage ist, ab wann jene zur materiellen und sexuellen Reproduktion notwendige innerartliche Verständigung mit Hilfe der Sprache, also kulturiert, sich vollzieht. Kultur als solche, definiert als das Ensemble aller Tätigkeiten und deren Objektivierungen, die um ihrer selbst willen, also autonom praktiziert werden und nicht Mittel zum Zweck sind, ist ihrerseits die Verkörperung von Vergemeinschaftung und nicht von Vergesellschaftung. Max Weber spricht im

Kontext seiner Herrschaftssoziologie wie selbstverständlich von politischer Vergemeinschaftung und nicht von Vergesellschaftung. Wir sprechen umgangssprachlich, ohne weiter nachzudenken, von Aktiengesellschaft und nicht von Aktiengemeinschaft, aber von Europäischer Gemeinschaft und nicht Gesellschaft.

Bei deutschen Soziologen ist der Gemeinschaftsbegriff ideologiekritisch verpönt, weil er von den Nazis missbraucht wurde. Aber das kann kein Grund sein, die Analytik, die dieser Begriff in sich birgt, zu verschmähen. Denn ohne diese kommen wir soziologisch nicht aus. Man muß deshalb nicht gleich auf Tönnies zurückfallen. Gemeinschaftlichkeit fällt nicht zusammen mit Traditionalität, auch nicht immer mit dem Kriterium der persönlichen Bekanntschaft. Hegels Begriff der Sittlichkeit in der Rechtssoziologie, im Kontrast zu bloßer Moralität des Subjekts, daß sich in seiner Freiheit schöne Gedanken macht, deckt sich weitgehend mit dem der Gemeinschaft. Man kann, analog zu Hegels substantieller Sittlichkeit auf der Ebene von Familie und Verwandtschaft kleine Vergemeinschaftungen von großen Vergemeinschaftungen, analog zu Hegels subjektiv zu sich selbst gekommener Sittlichkeit auf der Ebene des Rechtsstaates, unterscheiden. Wie sinnvoll diese Unterscheidung von Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung heute sein kann, mag das folgende Beispiel zeigen. Wir reden ständig in verwaschener Weise von Globalisierung und verstehen darunter die unterschiedlichsten Dinge, wie es gerade passend ist. Dieser Begriff ist meines Erachtens analytisch ohne großen Wert, als solcher rein deskriptiv. Es macht nämlich einen großen Unterschied, ob wir Globalisierung als Vergesellschaftung meinen, dann handelt es sich um einen im Grunde trivialen, mit den ersten Formen von Handel und Kriegführung einsetzenden Prozeß, der schon vor langer Zeit mit den ersten Reichsgründungen der Perser, Hellenen, Römer und muslimischen Araber begonnen hat, sich stetig erweitert und in den letzten Jahrzehnten allenfalls dramatisch beschleunigt hat. Verstehen wir jedoch darunter einen Prozeß der Vergemeinschaftung, dann muß man eher konstatieren, daß es an ihr mangelt. Nicht einmal bezogen auf Europa ist diese Vergemeinschaftung vollendet, erst recht nicht global. Es fehlt an ihr an allen Ecken und Enden, wie die internationalen Beziehungen zeigen. Das Problem der Globalisierung besteht also vor allem in dem dramatischen Auseinandertreten der Reichweiten von Vergesellschaftung und Vergemeinschaftung. Standortentscheidungen multinationaler Unternehmen haben große sozialpolitische Folgen am nationalstaatlichen Arbeitsmarkt, die auf der Ebene der Vergemeinschaftung in Begriffen von sozialem Ausgleich und Solidarität aufgefangen werden müssen. Eine früher noch wirksame Bindung des Personals von Unternehmensführungen in die Vergemeinschaftung der Herrschaftsverbände, in der die arbeitsmarktpolitischen Folgen verkraftet werden müssen, ist weitgehend entfallen. Die aktuelle Finanzmarktkrise legt davon beredt Zeugnis ab. Aber auch binnenstaatliche Politikprogramme machen hier einen Unterschied. So gehört die Forderung nach Mindestlöhnen in die Sphäre der Vergesellschaftung insofern sie sich

am Begriff der Gerechtigkeit bezüglich der Verteilung von Gütern zwischen Individuen orientiert, dasselbe Strukturproblem in Begriffen der Vergemeinschaftung aber müßte unter dem Gesichtspunkt der Solidarität zu einem Programm des bedingungslosen Grundeinkommens führen. Die Linkspartei fordert beides und merkt nicht, daß sie sich damit in einen eklatanten Widerspruch begibt.

Marx kannte im Grunde nur den Begriff der Vergesellschaftung, aber nicht den der Vergemeinschaftung. Dem entspricht, daß sein am Äquivalententausch-Modell geschulter Tauschbegriff es nicht erlaubt, den Prozeß des **Etwas**-Tauschens, wobei dieses Etwas, um gegen ein anderes getauscht werden zu können, von diesem gebrauchswertdifferent sein muß, von dem Prozeß des **Sich**-Austauschens bezüglich gebrauchswertindifferenten Gehalte systematisch zu unterscheiden. Hegels Rechtsphilosophie sieht diese Differenz aber klar vor. Deshalb kann er auch den Begriff der Entzweiung als einen für die Ontogenese des Subjekts in der vergemeinschafteten Praxis der Sozialisation konstitutiven, unumgänglichen Verstrickungsprozeß – vergleichbar der Bewältigung der ödipalen Krise – viel radikaler bilden als Marx seinen Entfremdungsbegriff, an dem, weil Entfremdung als im vollendeten Kommunismus vermeidbare Pathologie des Kapitalismus angesehen wird, immer noch der theologische Rest einer Erlösung von der Erbsünde hängt.

Der Eltern-Kind-Beziehung, insbesondere in der Gestalt der Mutter-Kind-Symbiose, entspricht nun eine ganz andere Vergemeinschaftungslogik als der Gattenbeziehung. Jene verlängert gewissermaßen die noch der Sozialbiologie angehörige Brutpflege in die kulturierte Sozialität des Menschen als die tendenziell regressive Vergemeinschaftung auf der Basis gemeinsamer Herkunft. Die der Gattenbeziehung zugehörige Vergemeinschaftung folgt dagegen einer anderen Logik. Die Gattenbeziehung kann nämlich nicht einfach als Verlängerung der Paarung in der Sozialbiologie interpretiert werden. Die Sittlichkeit der Gattenbeziehung ist eine eigenlogische Kulturleistung. Sie ist der jeweils im Hintergrund lauenden Feindschaft zwischen verschiedenen Abstammungslinien im Kampf um die Nahrungsbasis abgerungen und konstituiert sich als neue Synthese von ursprünglich klar Getrenntem. Politische Vergemeinschaftungen von Herrschaftsverbänden können deshalb als eine eigentümliche Kombination von zwei verschiedenen Vergemeinschaftungslogiken mit je ganz anderen Wurzeln interpretiert werden.

10. Professionalisierung als Krisenbewältigung

Bezogen auf die krisentheoretische Konzeptualisierung von Lebenspraxis in ihren in den vorausgehenden Abschnitten thematischen Bereichen haben wir die Professionalisierungstheorie revidiert und Professionen als diejenigen Berufspraxen bestimmt, in denen stellvertretend für die primäre Lebenspraxis, die sich als solche in ihrer Autonomie der Krisenbewältigung konstituiert, Krisen auf der Basis einer Expertise per kodifiziertem Wissen bewältigt werden. Das geschieht in den drei funktionalen Foci von (1) Herstellung, Gewährleistung und Wiederherstellung von so-

mato-psycho-sozialer Integrität, (2) sozialer Gerechtigkeit und (3) der Geltung von Wissen, Normen und Praktiken. Für diese Theorie ist analog zum Dualismus von Möglichkeit und Wirklichkeit in der Sequenzanalyse, von potentieller und manifester Krise, die analytische Differenz von Professionalisierungsbedürftigkeit und faktischer Professionalisiertheit von großer Bedeutung. Erst dadurch wird der Empirismus der Verwechslung von Deprofessionalisierung mit bloßer Expertisierung vermieden.

11. Bildung vs. Lernen, Universität vs. Schule

Die Versuchung ist groß, die Depressionen, in die durch die Transformation des Universitätssystems der letzten Jahre geraten zu sein, ich nicht verleugnen kann, am Ende in eine Klage einmünden zu lassen. Da das die Gefahr der Larmoyanz oder der Einnahme einer Prophetenhaltung heraufbeschwört, will ich versuchen, das Problem auf Distanz zu halten, indem ich mich an die enge Verbindung mit meiner heutigen Thematik halte. Aber einen Ausfall möchte ich mir doch leisten dürfen: Schlimm ist an dieser Entwicklung die Verengung durch den inzwischen jeglicher Zurückhaltung entbehrenden intellektuell verarmten Verbetriebswirtschaftlichungsdiskurs. Ich habe mich lange gefragt, worauf seine unglaubliche Dominanz beruht, und glaube inzwischen eine einfache Antwort gefunden zu haben. Seine Verengung hat inzwischen so viele früher selbstverständlichen kulturellen und intellektuellen Voraussetzungen eines universitären Wissenschaftshandeln, in dem doch letztlich die Forschung entscheidend ist, weg- und abgeschnitten, daß man in der Artikulation von Einwänden gar nicht umhin kann, die reduzierten Voraussetzungen der Rationalität dieses Diskurses als solche in Frage zu stellen. Damit aber stellt man sich tendenziell außerhalb dieses Diskurses, ohne den anspruchsvollen der wissenschaftlicher Professionalität noch in Anspruch nehmen zu können, setzt sich dem Vorwurf des Querulatorischen aus und muß sich immer mehr die maßregelnde Frage gefallen lassen, in welcher Welt man denn lebe und ob man den letzten Schuß noch nicht gehört habe. Wenn man das ein paar Mal erfahren hat, schweigt man. Das möchte ich hier aber denn doch nicht, und deshalb eine kurzer Versuch einer Analyse unter dem Gesichtspunkt von Krise und Routine.

Forschen bedeutet das Simulieren von Krisen. Es ist deshalb das Gegenteil von Routine, obwohl dazu gehört, daß die hartnäckige Verfolgung von Problemstellungen es erforderlich macht, lange Durststrecken routinierter Operationen in der Datenerhebung und – auswertung auf sich zu nehmen. Gleichwohl ist und bleibt die habituelle Triebfeder wissenschaftlichen Handelns, Rätsel zu lösen, dem Unbekannten auf die Spur zu kommen, Neues aufzudecken, Schritt für Schritt einer Lösung näher zu kommen und auf dem Wege zu ihr sich durch einen Wust von verwirrenden und schwierigen Unklarheiten in der Hoffnung durchzukämpfen, daß die Nebel sich allmählich lichten. Forschen, das will ich damit sagen, bedeutet also wesentlich das Bewältigen von Krisen. Deshalb eröffnet es immer einen Bildungsprozeß, ganz wie Humboldt es gesehen hat. Bil-

dung unterscheidet sich nun aber vom bloßen Lernen genau in dieser Hinsicht, daß sie im Kern in einem Prozeß der Krisenbewältigung besteht und deshalb auch nur sehr begrenzt standardisierbar ist, insofern sich einer Modularisierung und den die gesamte Studienzeit verplanenden Organisationen der Bachelorisierung und Masterisierung von vornherein entzieht. Dagegen ist das Lernen eine Angelegenheit der Routinisierung. In ihm muß ein kodifiziertes Wissen durch wirksames Training angeeignet werden. Die für es typische Form ist das Auswendiglernen von Texten, das Einprägen von Vokabeln ins Gedächtnis. Wohlgemerkt: Bildung ist nicht ohne den Bestandteil von Lernen möglich und insofern ist Lernen fraglos notwendig. Aber es zum dominanten Modell zu erheben, wie etwa im von den modernen Erziehungswissenschaften gefeierten Grundsatz des lebenslangen Lernens, bedeutet eben die Beschneidung von Bildungsprozessen auf standardisierbare Routinen. Bezeichnenderweise haben denn auch die PISA-Protagonisten der Erziehungswissenschaft in ihrem Angriff auf die von mir vertretene These der fehlenden Professionalisierung des Lehrerberufs und der Rückführung dieses Defizits auf die von der gesetzlichen Schulpflicht zerstörte Anerkennung der Neugierde des Schülers als Basis eines pädagogischen Arbeitsbündnis vor allem zurückzuweisen versucht, daß Unterrichten, wenn man die Schüler ernst nimmt, permanentes Krisen Bewältigen bedeutet.

Bestimmt man klassisch die Universität als Strukturort der Einheit von Forschung und Lehre, wobei sich diese Einheit vor allem aus der Strukturlogik des Forschens ableitet, dann kann man die Gründung der Humboldt-Universität um 1810 als die Institutionalisierung von Bildungsprozessen ansprechen. Ungefähr zur selben Zeit realisiert sich – historisch gewissermaßen notwendig – die Institutionalisierung der gesetzlichen Schulpflicht und führt zur universell erziehenden Volksschule. Sie ist von vornherein, auch aufgrund des fehlenden Arbeitsbündnisses auf der Basis kindlicher Neugierde, eine Stätte des Lernens mehr als der Bildung. Nun könnte man gedankenexperimentell durchaus die Möglichkeit konstruieren, daß sich das Bildungsprinzip der privilegierten Universität allmählich auf die ontogenetisch darunter liegenden Erziehungsphasen bis hin zur Grundschule hätte ausweiten lassen. Dann würden schon die I-Männchen eher als kleine Forscher tutorisiert werden denn curricular dressiert. Faktisch hat sich aber der genau umgekehrte Prozeß vollzogen. Immer mehr ist das Prinzip von Lernen auf die höheren Bildungsanstalten ausgedehnt worden, und in der alten Universität ist er inzwischen flächendeckend als totale Verschulung angekommen. Als Rüttgers noch Bildungsminister der alten Kohl-Regierung war, hat er einmal – ganz unbefangen – bei einer Gelegenheit, als es auf medienwirksame Präsentation überhaupt nicht ankam, bei einem der Bergedorfer Gespräche der Körber-Stiftung - als Ausweis dafür, daß die Politik keineswegs unter Reformblockaden litte, mit Stolz verkündet, daß es ihm in kurzer Zeit gelungen sei, die Rückstände der Humboldt-Universität erfolgreich zu beseitigen.

Der Institution Universität in ihrer Einheit von Forschung und Lehre verdanke ich den größten Teil meines Lebens. Die Herausforderungen der Forschung, die permanente Krise des In Frage Gestellt-Seins in ihr und in der aus ihr sich ableitenden Lehre auf der einen Seite, der Schutzraum der radikale Binnenkritik erlaubenden Kollegialität der Gemeinschaft von Forschern, die Studenten eingeschlossen, auf der anderen Seite haben mir eine zentrierende Positionalität gegeben, ohne die wahrscheinlich, aus dem Rückblick, mein Leben untergegangen wäre. Dafür bin ich dieser Universität Humboldtscher Tradition sehr dankbar. Ich hoffe, ich verrate diese Dankbarkeit nicht, wenn ich die Zukunft der Universität als Ort der Einheit von Forschung und Lehre angesichts der neueren Entwicklungen düster sehe, und ich es insofern als Gunst empfinde, jetzt ausscheiden zu können. Den hier anwesenden Studenten möchte ich stellvertretend für die Generationen von Studenten der Universität überhaupt, mit denen ich in Lehrveranstaltungen und Forschungslabors zusammengearbeitet habe, danken für den dialogischen Widerpart und die Empfänglichkeit, die sie in der Forschung und in der Lehre lebendig praktiziert haben. Sie waren das größte geistige Kapital, das mir zur Verfügung stand. Darin sind natürlich mehrere Generationen von Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter eingeschlossen, die fast alle aus der hiesigen Studentenschaft hervorgegangen sind. Analoges gilt für die vielen Doktoranden, ohne deren Forschungsarbeit im Laufe der Zeit das Programm der objektiven Hermeneutik und der auf ihrer Basis ermöglichten gegenstandsspezifischen Forschungen sich nicht hätte entwickeln können. Ihnen, die Sie hier anwesend sind, danke ich herzlich für Ihr teilweise lange Wege und Zeiten in Anspruch nehmendes Kommen und vor allem für Ihre Geduld im Ertragen dieser langen, und doch reichlich abstrakten Ausführungen.